Anthr.
32
-1-

Anthr. 32 - 1

<36635621260013

<36635621260013

Bayer. Staatsbibliothek

Philos. Anthrop. Scr. varia. 1304.

Anthr. 32-1

Versuch psychologischer Charakteristiken des Menschen,

in seinen verschiedenen Lebensperioden, verschiedener Nationen und Stände;

von

J. A. Eisenmann,

Erzieher des jungen Grafen von Bochholtz.

Erstes Bändchen.

Münster,
bei Peter Waldeck,
1807.

Bayerische Staatsbibliothek München

A1

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Hochgebohrnen, gnädigen

Herrn

Grafen von Bochholtz,

k. k. Kammerherrn, und k. preuß. Land- Krieges- und Domainenrathe u. s. w.

dem Freunde und Kenner

der

Wissenschaften

mit den

Gefühlen der Ehrfurcht und Dankbarkeit

gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Der Mensch bringt schon gewisse Naturanlagen mit auf die Welt. Diese bezeichnen sein Naturell. Die Erziehung, welche er genießt; die sinnlichen Eindrücke, unter welchen er steht, und das Vermögen der Selbstthätigkeit, durch welche der Gebrauch seiner Kräfte bestimmt wird, machen eigentlich seine Sinnes- und Denkungsart aus. Die eigenthümliche, beharrliche Empfindungs-, Denkungs- und Handlungsweise eines Menschen ist das, was man seinen Charakter nennt. Die Unterscheidung zwischen dem, was blos Stimmung und was Charakter ist, ergiebt sich aus der Beobachtung, ob unter gegebenen Umständen eine gewisse Handlungsweise des

Men-

Menschen vorübergehend, oder bleibend und beharrlich sey.

Charakteristik ist die Angabe und Darstellung des Charakters. Wenn die Charakteristik nicht blos den Charakter angiebt und darstellt, sondern ihn auch nach den Gesetzen der Psychologie, sofern diese angewendet werden, auf das, was in einer bestimmten Erfahrung gegeben ist, begründet: so heißt sie psychologisch; historisch hingegen, wenn sie blos die verschiedenen Aeusserungen und Wirkungen eines bestimmten Charakters, in der Art, wie diese gegeben sind, darstellt oder beschreibt. Die psychologische Charakteristik erforscht die Gründe und Ursachen, aus welchen ein bestimmter Charakter entstanden ist: die historische hält sich blos an die Aeußerungen und Folgen desselben, wie sie sind; sie stellt ihn dar, wie er vorhanden ist, wie man ihn sehen kann, und führt die Handlungen, Reden, Sitten und Ge-

Gebräuche an, so wie sie sich bey jeder Gelegenheit äußern; man bekömmt durch sie ein Gemählde, wodurch man einen bestimmten Charakter in seinen mannigfaltigen Aeußerungen erkennen kann. Die psychologische Charakteristik aber zeigt vielmehr: wie dieser oder jener Charakter entstanden ist; wie er so und nicht anders seyn kann, als wie er ist; man bekömmt durch sie eine, auf nothwendige, allgemeine Gründe gestützte Entwickelung und Darstellung des Charakters.

Diese Schrift ist dazu bestimmt, den Menschen in seinen verschiedenen Verhältnissen, in seinen verschiedenen Lebensperioden. in seinen besondern Eigenschaften, nach welchen er zu einer besondern Nation oder zu einem besondern Stande gehört, zu charakterisiren. Dies ist ein Gegenstand, welcher den psychologischen Betrachtungen so viele interessante Seiten darbietet, daß sie, so lange die Welt steht, nicht geschlossen werden können. Ein fort-

fortgehendes Werk, daß ihnen gewidmet ist, bedarf bey der längsten Dauer gewiß keiner müßigen Ausfüllungen, um das Interesse der Leser zu unterhalten.

Der Gewinn, den man sich aus dergleichen Charakteristiken ziehen kann, ist immer von großem Umfange.

In den wichtigsten Dichtungsarten, in der Epopee und in dem Drama, sind die Charaktere der Menschen immer die Hauptsache. Hat der Dichter diese einmal studiert, und in ihrem Umfange gefaßt; so ist bald jede Begebenheit gut genug, und jede Lage der Sache bequem, sie zu entwickeln. Man ist durchgehends darüber einig, daß Homer in Entfaltung des ganzen Charakters der Personen, die er behandelte, alle neuern Dichter übertrift. Die meisten Trauerspiele der Griechen sind bey der großen Einfalt ihres Planes, dennoch wegen ihren Charakterzeichnungen höchst interessant. Aber die Alten

kann=

kannten die Menschen auch richtiger, und konnten die Charaktere derselben viel leichter studiren; indem zu ihrer Zeit die Menschen noch freyer handelten, und jeden Gedanken, jede Empfindung ungehinderter äußerten, als es in unsern Zeiten der Fall ist. Ist dieß nicht eine Hauptursache, daß wir die Werke der alten Dichter so sehr bewundern und so gerne lesen? Und unter den Werken der Neuern geben die empfindsamen Reisen eines Sterne gewiß den deutlichsten Beweis: wie die alltäglichsten und allgemeinsten Begebenheiten, durch die Charakteristik der dabey vorkommenden Personen, einen hohen Grad von Vergnügen gewähren können. Wem es nicht gegeben ist, den Menschen zu ergründen, eines jeden besonderes Genie, Temperament, seine Gemüthskräfte genau zu erkennen, auch die besondern Schattirungen derselben, die von den verschiedenen Umständen, unter welchen der Mensch lebt, herkommen, darin zu be=

bemerken, dem fehlt gewiß die vornehmste Eigenschaft eines epischen und dramatischen Dichters.

Zeichner, Mahler und Bildhauer müssen, um das Urtheil prüfender Männer für sich zu gewinnen, darauf bedacht seyn, daß sich ihre Werke nicht sowohl in der Weitläuftigkeit der Erfindung und der Menge der Figuren und Gruppen, als vielmehr in der Richtigkeit, Stärke und Mannigfaltigkeit der Charaktere auszeichnen.

Kenntniß der menschlichen Charaktere ist das beste Mittel, mit Menschen von jeder Klasse, jeder Nation, jedem Stande und jedem Alter gehörig umzugehen, Geschäfte mit ihnen zu machen, sie zweckmäßig zu behandeln, und erwünschten Einfluß auf sie zu haben. Da die Bestandtheile des Charakters die Gründe jeder Handlung oder jeder Aeusserung der Gemüthskräfte in sich enthalten: so weiß man genau, wessen man sich bey ihnen

zu versehen hat; man kann ihre Empfindungen, ihre Handlungen und ihr ganzes Betragen, in jedem bestimmt gegebenen Falle, vorhersehen. — Ueberdieß trägt eine richtige Kenntniß menschlicher Charaktere noch sehr Vieles bey zur Vervollständigung, Berichtigung und Prüfung der Geschichte, und zur Kenntniß seiner selbst.

Geographische, historische und psychologische Kenntnisse sind die Hauptmittel, deren man sich bey Verfassung eines Werkes dieser Art bedienen muß. Unter den geographischen Kenntnissen begreift man alle Kenntnisse, die sich auf das Klima und Boden eines Landes beziehen. Den Einfluß des Klima und Bodens auf den Charakter des Menschen, könnte man schicklich den geographischen Einfluß heißen. Das Klima bestimmt gewöhnlich die Form der Charaktere; die Natur des Bodens und der Lebensart den Inhalt, und die Verfassung, Religion, Lage und

und das Verhältniß einer Nation zur andern, die moralische Seite derselben. Die historischen Kenntnisse sammelt man sich entweder aus fremden Nachrichten, oder durch unmittelbaren Umgang. Die Geschichte lehrt uns: was die Menschen, die Nationen, Ausnehmendes versucht, erfunden, ausgeführt und überhaupt bewirkt haben; welchen Weg sie am liebsten gewandelt seyen, wo sie am öftersten gestrauchelt haben, und was für Eigenschaften man ihnen entweder überhaupt oder nur vielen einzelnen Mitgliedern derselben beylegen könne. Bisweilen erinnert sie uns auch, nicht zu schnell Nationalausschweifungen oder Laster, die einer Nation vor andern zugeschrieben werden, zu glauben, indem sie den Grund von einer solchen Beschuldigung öfters ganz anders angiebt, als flüchtige Beobachter dieser Nation zu thun gewohnt sind. Der Umgang mit andern, so fern er Stoff zur Charakteristik derselben geben soll,

darf

darf nicht flüchtig und einseitig seyn; sondern muß längere Zeit, und unter mannigfaltigen, verschiedenen Umständen gepflogen werden. Wegen kurzen, häufig unterbrochenen Umganges bemerkt man bey den Menschen manche Züge nicht, die ihnen zukommen, und zu deren Bemerkung ein weniger unterbrochener Umgang nöthig ist. Die Züge sind falsch, welche man aus einseitigen Beobachtungen abstrahirt, und zu schnell auf den ganzen Stand, oder auf die ganze Nation anwendet. — Charakteristiken von Nationen sind um so leichter, wenn diese verschiedene Sprache reden, unter ganz ungleichen Regierungsformen stehen, und Länder von verschiedenem Klima bewohnen. In diesem Falle sind ihre Unterschiede groß, und das Eigenthümliche kann unter den Individuen derselben so herrschend seyn, daß sich die Charakterzüge leicht beobachten und angeben lassen.

Die Bemerkungen von Männern, welchen Wahrheit bekannt, lieb und werth ist, werden mir sehr willkommen seyn. Ich werde sie treulich benutzen, um den noch folgenden Bändchen mehr Vollkommenheit zu geben. Das zweyte Bändchen wird dem ersten bald nachfolgen.

Niesen im Fürstenthume Paderborn, im Januar 1806.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Charakteristik des Menschen im Kindesalter.

II. Charakteristik des Menschen im Knabenalter.

III. Charakteristik des Menschen im Jünglings-
alter.

IV. Charakteristik des Menschen im Mannsalter.

V. Charakteristik des Menschen im Greisenalter.

VI. Charakteristik der Geschlechter:

A. des weiblichen,

B. des männlichen Geschlechts.

VII. Charakteristik der deutschen Nation.

VIII. Charakteristik der englischen Nation.

IX. Charakteristik der französischen Nation.

I.

Charakteristik des Menschen im Kindesalter.

1.

Die Kindheit ist vielleicht die feinste und vollkommenste Erklärung der Simplicität. Durchgängig ist sie ein Stand der ächten Natur.

Die Kindheit ist ein Stand der Schwäche, der Unschuld und Einfalt. Der Mensch, sonst so erhaben in seiner Natur, so edel in seiner Bestimmung, erscheint auf der Welt in einer Gestalt, die Mitleiden erregt. So schwach, so unbehülflich ist er gleich nach seiner Geburt, als wie keines der Thiere. Man merkt da noch nichts von den subtilsten Fäden und Geweben, aus denen sein

Körper besteht, und vermöge welcher er nicht nur alle andern Thierorganisazionen überleben, sondern auch die größten Anstrengungen ertragen, und unter allen Himmelsstrichen gedeihen kann. Die Glieder, welche er hat, kann er noch nicht bewegen, und von den Sinnen, welche er mitbringt, kann er noch keinen Gebrauch machen. Er hört, sieht und riecht noch nicht. Das Auge des Säuglings wird zwar auf das Licht hingezogen, weil dieses einen Reiz für ihn hat; aber er unterscheidet noch keine Gegenstände, und kann folglich auch noch nicht sehen.

Die einzige natürliche Geschicklichkeit, die das Kind mit auf die Welt bringt, ist das Saugen an der Mutter Brust. Diese Nahrung ist ihm, in den ersten Monaten seines Lebens, die angenehmste und zuträglichste; die süße Muttermilch ist die erste Lust, von der es gereitzt wird. Die Begierde darnach ist instinctmäßig; es schreit, wenn ihm die Brust nicht gereicht wird, und schweigt still, wenn es an der Brust saugt. Wenn es nicht von Hunger oder Schmerzen beunruhigt wird, so schläft es fast immer; und wenn es schreit, so läßt es sich bald wieder besänftigen, entweder durch Muttermilch, oder durch

Be-

Bewegung. Da es seine bestimmtere Bedürfnisse nicht durch Zeichen auszudrücken vermag: so hängt die Befriedigung derselben von einem blinden Errathen derjenigen ab, die um es herum sind. Was ist natürlicher, als daß es des Tages durch mehrmalen unglücklich seyn muß? Der gänzliche Mangel der Kräfte, wodurch es sich selbst erhalten könnte, macht eine dienstwillige Unterstützung von den Aeltern nothwendig. Ohne Hülfe von Menschen würde das Kind, bald nach seiner Geburt, umkommen.

Die Ausbildung der Geistes= wie der Körper=Kräfte geschieht beym Kinde nur langsam. Bey keinem lebenden Geschöpfe ist daher die Sorge und Pflege für die Erhaltung von Andern so nothwendig, als wie beym Menschen. Das Thier ist bald nach der Geburt das, was es seyn soll. Vom Instincte geleitet, bewegt es sich gleich nach seiner Geburt, und sucht seine Nahrung. Die Natur hat ihr Werk in ihm vollendet. So ist es nicht beym Menschen; dieser geht einen langsamen Weg der Bildung; schreitet nur stuffenweise fort, und wird erst spät und mühsam das, wozu er bestimmt ist. Hier ein Wink von seiner langen Dauer! Es ist ein

in der Natur fast allgemein bemerktes Gesetz; daß dasjenige, was schnell wächst — zu frühe reift, bald zu Grund gehe; und hingegen das, was langsam heran wächst — später reift, viel stärker und dauerhafter werde. Sobald der Mensch in die Welt getreten, zieht die Natur ihre Hand von ihm ab; er wird der Pflege der Menschen übergeben. Ein Zeichen, daß der Mensch nicht ein Zögling der Natur, sondern der Vernunft und Freyheit sey!

Die Seelenvermögen des Säuglings liegen noch tief unter den Banden des Körpers eingehüllt. Nach und nach bilden sich Körper und Seele für einander aus. Das Kind lernt eher die Sinne, die feinste Mechanik üben, als gehen und sich gehörig bewegen. In den ersten Tagen nach der Geburt wird bey ihm keine Appercepzion, kein merkliches Afficirtwerden von den Gegenständen irgend eines Sinnes sichtbar, das Gefühl ausgenommen. Nach dem Gefühle ist es der Gesichtssinn, welcher sich am ersten wirksam zeigt. Schon am vierten oder fünften Tage nach der Geburt, merkt man, daß dieser Sinn afficirt wird: das Kind blinzelt, wenn die Sonne oder ein hell leuchtendes Licht

ihm

ihm ins Gesicht scheint, und in der Dämmerung ans Fenster gebracht, sieht es mit scheinbarem Wohlbehagen den schwach beleuchteten Himmel hinan. Etwas später zeigt sich der Gehörssinn wirksam. Im ersten, zweyten Tage scheint das Kind noch nicht ein Rufen, Klatschen und Reden wahrzunehmen. Aber bald nachher vernimmt es den Schall, der zu seinen Ohren dringt. Etwas später äußert sich auch der Geschmackssinn.

In den ersten Tagen nach der Geburt kann der Säugling noch mit eben der Ruhe Wermuth nehmen, als mit welcher er Muttermilch trinkt.

Unter allen äußern Sinnen äußert sich der Geruchssinn beym Kinde am letzten. Von ihm sagt man, daß er dem Erwachen der Vernunft zunächst vorhergehe.

Ohngefähr im dritten Monate nach der Geburt fängt das Kind an, seine behaglichen Gefühle durch Lachen auszudrücken. Dies sind die ersten hervorbrechenden Knospen der Menschheit. Sein Lachen verräth Wohlgefallen, Behagen und

und Freude; es ist der Ausdruck von innerer Ruhe und Zufriedenheit — das untrügliche Merkmal des Vergnügens über die Gegenstände, die es umgeben. Seine Thränen sind keine Thränen der Scham und Reue; sondern Wirkungen eines vorübergehenden Schmerzens, eines merklichen Unbehagens, eines dringenden, unbefriedigten Bedürfnisses. Zu derselben Zeit zeigt sich auch die sinnliche Aufmerksamkeit. Das Kind horcht auf das Singen; vernimmt mit einem gewissen Wohlbehagen die Töne einer Pfeiffe, einer Trommel; und wendet sein Köpfchen auf die Seite, woher der Schall kömmt. Mit unverrücktem Auge sieht es auf das, was glänzt, und hört auf das Rufen seiner Amme, und seiner Geschwistrige. Bald darauf merkt man bey ihm auch Spuren der sinnlichen Urtheilskraft. Es unterscheidet Gegenstände, die um es herum sind; z. B. die Leute im Hause, von den Lenten ausser demselben. Trägt man es in ein Zimmer, wo viele reitzende Gegenstände in sein Gesicht fallen, so dreht es sein Köpfchen hin und her, und besieht alles mit gierigem Auge. Hier die ersten Aeusserungen seiner Neugierde! Kömmt ihm eine Sache vor, die

einen

einen angenehmen Eindruck auf seine Sinne macht, und nahe bey ihm ist; so greift es nach ihr, und drängt sich zu ihr hin: so drängt es sich z. B. hin zum Lichte, das vor ihm steht, und streckt seine Händchen aus nach seiner Amme, die sich ihm nähert. Hier die Zeichen eines bestimmten Begehrens und Verlangens! Die merklichsten Spuren vom Gedächtnisse und von der sinnlichen Urtheilskraft zeigen sich da, wo das Kind anfängt, sein Sprachvermögen zu üben. Zur Zeit, wo bey ihm die Zähne durchbrechen, fängt es an zu lallen, zu stammeln, und man hört von ihm einfache Töne nachbilden. Bestimmte, vernehmliche Töne bringt es erst im zweyten Jahre hervor.

Mit Ausbildung der Sprache vermehrt es seine Vorstellungen, bildet sein Gedächtniß und seine Urtheilskraft. Nun besitzt es einen Faden, woran seine Vorstellungen nicht nur geheftet werden, sondern auch, durch die symbolische Bezeichnung, eine gewiße Bestimmtheit und Ordnung erhalten.

Die Gegenstände, welche die Seele des Kindes rühren sollen, müssen sinnlich, stark und leb-

lebhaft seyn. Geistige, abstracte Gegenstände afficiren seine Seele gar nicht. Durch die geschehenen Eindrücke gelangt es höchstens nur zu dunklen Vorstellungen. Allmählich arbeitet sich die Seele aus diesem finstern Gewirre heraus. Die dunklen Vorstellungen werden endlich durch wiederholte Empfindungen und dnrch den Gebrauch mehrerer Sinne, besonders der Augen und Ohren, zur Klarheit gebracht.

Da es der natürliche Gang der wenschlichen Bildung überhaupt ist; daß sich Körper und Seele gleichseitig für einander ausbilden: so ist eine Abweichung davon selten ohne üble Folgen. Jede größere Thätigkeits-Aeusserung der Seele macht auch eine größere Anstrengung des Körpers nothwendig. Wenn der Körper noch nicht die gehörige Stärke besitzt, um die Anstrengungen der Seele, die in ihrer Bildung ihm weit vorgesprungen ist, auszuhalten: so muß er nothwendig leiden, und wird oft frühzeitig zerstört. Deßwegen sind Kinder von zu großer Geistesbildung gewöhnlich schwach an Körper; und diese Erfahrung ist so wahr, daß daraus das Sprüchwort entstanden: „kluge Kinder

leben

leben nicht lange." *) Mit jedem Wachsthum seiner Kräfte fühlt das Kind Freude, und seine Begierden erhalten dadurch mehr Leben, mannichfaltigere und bestimmtere Richtungen, und einen stärkern Reitz zu ihren Aeußerungen.

So bald im Kinde das Selbstbewußtseyn erwacht, erwacht zugleich auch die Neigung zur Unabhängigkeit. Es will frey, und unabhängig seyn, und widersetzt sich deswegen jedem Zwange, der ihm angethan wird. Jedes Hinderniß, das ihm im Wege liegt, sucht es zu zerstö-

---

*) Hierin liegt ein wichtiger Wink für Erzieher. Möchten diese bedenken, daß sie nicht den halben, sondern den ganzen Menschen, also Körper und Seele zugleich, und zwar in dem von der Natur ihnen angewiesenem Verhältnisse zu bilden haben. Die höchste Geistesverfeinerung ohne Bildung des Körpers macht immer nur halbe Menschen. Man hat da vielwissende Geister in hinfälligen Körpern; schwache hülflose Geschöpfe im menschlichen Leben. Seele und Körper sind gegenseitige Unterstützer; haben nothwendig auf einander einen wechselseitigen Einfluß. Schon Democrit sagt: Die Stärke des Geistes vermehrt sich mit der Gesundheit des Körpers; wenn der Körper krank ist, so ist der Geist zum Denken untüchtig.

stören; es sucht sich von Allem, was um es herum ist, loszumachen. Und wie froh ist es nicht, wenn ihm Versuche dieser Art gelungen sind?

Die Begriffe, die das Kind hat von dem, was gut, oder bös, was angenehm oder unangenehm ist, sind sehr beschränkt und unbestimmt. Es findet keinen Gegenstand gut oder angenehm, als nur in so fern, in wiefern er auf seine äussere Sinne wirkt. Durchgängig werden die Kinder am meisten vom Spielen vergnügt. Es ist ihnen alles angenehm, was ihnen Gelegenheit zum Spielen giebt. Alles, was man bey ihnen ausrichten will, kann man gewiß dadurch ausrichten, daß man mit ihnen spielt. Am liebsten spielen sie mit ihres Gleichen. Still und ruhig wollen sie nie seyn; immer wollen sie Beschäftigung und Bewegung haben. Die Bewegung ist auch für sie vom größten Nutzen; da sie das Triebwerk der Säfte, das Wachsthum des Körpers, und die Erhaltung befördert, und die Seele zu ihren Vorstellungen und ihren mannichfaltigsten Functionen verhilft. Indessen sind sie in der Wahl der Gegenstände, die ihnen Vergnügen machen, sehr veränderlich: da sie sich jederzeit nach dem Eindrucke richten,

der

der gegenwärtig auf sie geschieht. Das beste Spielzeug, welches sie haben, legen sie hinweg, so bald sie ein anderes erblicken, wenn es auch lange nicht so gut, als das erstere, ist. Mit diesem spielen sie so lange, bis sie wieder ein Anderes bekommen, mit dem sie es vertauschen können. Daher der schnelle Uebergang von Liebe zur Gleichgiltigkeit, und von der Gleichgiltigkeit zur Liebe gegen eine Sache, oder Person. Daher das schnelle Vergessen empfangener Wohlthaten, wie empfangener Beleidigungen. Wenige Stunden können noch bey Kindern, von sechs bis sieben Jahren, das Andenken an ihre geliebten Aeltern auslöschen. In einer angenehmen, lachenden, reizenden Lage achten sie nicht ihre sonst angenehmsten Spielsachen, oft nicht ihre lieben Aeltern. Die beschränkte Seele faßt je zuweilen nur einen bestimmten Gegenstand des Vergnügens, mit dem es sich unterhält. Wer ihm diesen raubt, raubt ihm alles. Da ist es der Fall gar oft, daß die plötzliche Beraubung eines Spielwerks ihm, trotz des Versuches, an dessen Stelle etwas anderes zu setzen, in demselben Augenblicke das größte Unglück bringt. Diese Erscheinung

hat

hat ihren natürlichen Grund in der Seele des Kindes. Ueberhaupt je eingeschränkter, je schwächer der menschliche Geist ist, je weniger bestimmte Richtung und Ordnung in dem Erkenntniß- und Gefühlsvermögen herrscht; desto geschwinder wird der Mensch durch jedes Gut, das er genießt, befriedigt, und durch jedes übel, das ihn trifft, in Betrübniß versetzt.

Das Kind ist sehr neu- und wißbegierig. Den Zeitpunkt, wo diese Begierde anfängt, wirksam zu seyn, kann der Psycholog eigentlich nicht genau bestimmen; weil die Erinnerungen des Kindes nicht bis dahin reichen, und weil die ersten Aeusserungen dieser Begierde noch sehr unbestimmt und dunkel sind. Einige halten dafür, daß es scheine: der Säugling suche schon neue Begriffe. Er weiß zwar nicht, was er sucht; aber sein Durst nach neuen Vorstellungen ist schon dem Anscheine nach vorhanden, ehe er noch reden kann. Wenigstens sucht er, wenn die übrigen Bedürfnisse schweigen, fast immer das Licht, als die freundlichste und reichhaltigste Quelle seiner nachherigen Begriffe. Bey grösserer Ausbildung der Geisteskräfte zeigt sich die Neu- und Wißbegierde sehr lebhaft beym Kinde.

Die

Die Gegenstände, die um es herum sind; die Veränderungen, die sich in seiner Sphäre zutragen; kurz Alles, was es sieht, hört und empfindet, verleitet es zu tausenderley Fragen. Es ist unerschöpflich in seinen Fragen; es will alles wissen, und wird oft unwillig darüber, daß es die Sprache nicht zwingen, und die Worte nicht schnell genug forttreiben kann. Da sein Busen noch von keinem Gifte der Bosheit angesteckt, von keinem Stachel des Neides verwundet ist: so wird von ihm jeder Gedanke mit Unschuld gefaßt, und mit natürlicher Einfalt vorgetragen. In seinen Fragen, in seinen Reden zeigt sich vorzüglich die so preiswerthe Eigenschaft, die man natürliche Einfalt nennt. Das Kind wandelt in allen Umständen, nach einem wahren, natürlichen Gefühle, ohne Umschweife, den geradesten Weg; legt seine natürlichen Bedürfnisse und Gesinnungen auf eine edle Weise an den Tag, und erklärt seine Liebe, seine Begierden und Wünsche Andern gerade so, wie es ihm von seiner Natur eingegeben wird. Es hat aber auch noch keine Absichten, die es verhehlen; keine Neigungen, die es verstecken; keine verrätherischen Entwürfe, die es verbergen müßte.

Da-

Daher kömmt es; daß wir die aufrichtigen Mittheilungen desselben so gerne anhören, und aus seinen kunstlosen Bemerkungen so viel Vergnügen schöpfen. Diese Gemüthsart macht uns ihm geneigt, und es entsteht daraus ein gegenseitiges Wohlgefallen.

Ein Fehler, dessen man die Kinder gewöhnlich beschuldigt, ist Eigensinn. Wenn man unter Eigensinn das feste Beharren bey seiner Meinung, mit Verachtung aller vernünftigen Gründe dagegen, versteht: so hat dieser Fehler wohl nie bey Kindern Statt. Denn von vernünftigen Gegengründen kann bey ihnen die Rede nicht seyn. Versteht man aber darunter eine Abgeneigtheit, das Gewohnte, das Gedachte gegen etwas Anders zu vertauschen: so mag dieser Fehler gar oft bey Kindern Statt haben. Denn gewöhnlich sind ihre Vorstellungen von einer Sache sehr lebhaft; was sie wünschen und begehren, wünschen und begehren sie mit Lebhaftigkeit — ihre ganze Seele ist auf den Gegenstand ihrer Begierden geheftet. Was ist nun natürlicher, als, daß sie nicht gern davon absehen; nicht gerne das, was sie nun einmal gefaßt, fahren lassen, oder mit etwas An-

Andern vertauschen wollen. Zudem kömmt bey ihnen noch der Mangel von Geschmeidigkeit, und die Unfähigkeit, Gegengründe einzusehen, welches macht, daß sie, noch um so ungestörter bey ihrer einmal gefaßten Sache stehen bleiben wollen. Der Eigensinn zeigt sich bey Kindern bald mehr, bald weniger stark. Seine Stärke scheint mit der Menge ihrer Geisteskräfte und Anlagen in geradem Verhältnisse zu stehen. Es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung: je eigensinniger ein Kind ist, desto mehr Geist und Verstand besitzt es; und je mehr und leichter es sich zu allen beliebigen Dingen von Andern, gleich einem Schaafe, bestimmen läßt, desto stumpfer ist es am Geiste *). — Dieser Art von Eigensinn liegt gar oft der Originalitätstrieb, nur manchmal mit besondern Mo-

---

*) Es ist sehr gewöhnlich, daß man Kinder, welche so leit- und bestimmbar sind, gute Kinder nennt. Allein — diese Benennung ist unrichtig. Kinder sind in den ersten Jahren, im eigentlichen Sinne des Wortes, weder gut noch bös; das eine, oder das andere werden sie erst durch ihre Bildung und Erziehung.

Modificazionen zu Grunde; und da giebt er hoffnungsvollem Prospect für die Zukunft.

Ein anderer Fehler, den man den Kindern zur Schuld legt, ist Grausamkeit. Man sieht nämlich, mit welcher Begierde und Freude sie Thiere plagen, und plagen sehen; wie sehr sie bemüht sind, einen Vogel, einen Hund, oder irgend ein anderes Thier, zu bekommen, und es nachher zu quälen. Allein — dieser Trieb gründet sich nicht auf Grausamkeit, sondern auf die Liebe zur Beschäftigung und Unterhaltung. Wer weiß nicht, wie gern die Kinder beschäftigt seyn wollen? Ein Thier, welches sie plagen und quälen, giebt ihnen die mannichfaltigste und abwechselnde Beschäftigung. Das Wenden, das Drehen des Thieres; sein Versuch zu entfliehen, sein Widerstand, sein Kampf mit dem Quälenden, sein Unterliegen, sein Aufstreben, ist ein großer Reiz der Thätigkeit, welcher viel Vergnügen gewährt. Ueberdieß kann man den Kindern auch noch keinen merklichen Grad von Sympathie zuschreiben. Sie haben selbst noch wenig von Leiden erfahren, kennen noch nicht die Zeichen, wodurch man schmerzhafte Gefühle ausdrückt, und können

also

also auch nicht die leidenden Zustände Anderer lebhaft und bestimmt mitfühlen.

Nachahmung der Handlungen, die das Kind an Andern sieht, macht häufig den Stoff seiner Beschäftigung aus. Seelen, die noch leer sind an Kenntnissen, die den Stoff zur Beschäftigung nicht leicht aus sich selbst holen können, übrigens aber gern beschäftigt seyn wollen, ergreifen mit großer Begierde Alles, was Andere ihnen vormachen.

II.

Charakteristik des Menschen im Knabenalter.

So durchwandelt der Mensch die Zeit seiner Kindheit, die Zeit der Schwäche, der Unschuld und der Einfalt. Nach diesem Alter, gewöhnlich im siebenten Jahre, heißt der Mensch Knabe oder Mädchen.

In diesem Alter zeigt sich schon eine grös- sere Ausbildung der Geistes, wie der Kör- perskräfte. Die Summe, die ganze Organi- sazion des Menschen werden merklich feiner und thätiger; das Blut bekommt mehr muntere und frische Lebenskraft, und die Welt hat für ihn mehr Reiz, mehr Leben und eine größere Be- schäftigungsgabe. Der Geist ist arbeitsamer; die

die Seele fängt an, klärere und deutlichere Vorstellungen, ein kläreres Bewußtseyn des Gegenwärtigen, ein lebhafteres Andenken an das Vergangene zu erhalten. Der Knabe weiß schon Vorstellungen mit einander zu vergleichen, die verschiedenen Merkmale der Gegenstände von einander abzusondern, und die ähnlichen mit einander zu verbinden. Aber langes Nachdenken über eine Sache findet bey ihm nicht Statt; er ist dafür eben so ungeschickt, als abgeneigt. Von einem Gegenstande springt er schnell zu einem andern über. Von jeder schimmernden Kleinigkeit wird er gerührt. Diese Rührung dauert aber nicht lange, sie vergeht beinahe mit dem Aufhören des Eindruckes, den die Gegenstände auf ihn machten. Deßwegen ist er sehr veränderlich, unbeständig in allem, was er thut und begehrt. Da seine Seele einen engen Kreis von Gedanken hat, und bey seinem eingeschränkten Gedächtnisse auch die gewöhnlichsten Gegenstände ihm als neu vorkommen; so verwundert er sich fast über jede auch noch so unbedeutende Sache.

Die Neugierde eines Knaben ist unersättlich. Er gleicht einem wißbegierigen Menschen,

der zum ersten Male in ein großes Naturalien-cabinet geführt wird; einem Habsüchtigen, der, ohne satt zu werden, unaufhörlich sammelt. Der heranwachsende Knabe thut an die ältern Personen, welche um ihn herum sind, in einer Stunde wohl tausend Fragen. Kann er in dem Augenblicke die Einsichten derselben nicht fassen; so geht er geschwind zu andern Fragen über, wozu ihm ganz unrichtige Antworten, die er bekommen hat, manchmal Gelegenheit geben. Seine Fragen sind uns wegen ihrem Scharfsinne und ihrer Naivetät oft angenehm, und setzen uns in Verwunderung; ja öfters sind sie so gestellt, daß bisweilen ältere Leute, die viele Systeme haben, dem Knaben, welcher noch keines hat, nichts Gescheides darauf antworten können.

Der Knabe und das Mädchen verlangen lebhaft und schnell; denn auf ihre reizbaren Sinne macht Alles einen starken Eindruck, und der Umfang ihrer Begierden ist noch sehr beschränkt. Ueberhaupt, je beschränkter der Kreis der Hoffnungen und Begierden, desto größer ist die Intension derselben. Ihre Nachahmung ist schon weit umfassender und zusammenhängen-

der als beym Kinde. Ohne eigene Kenntnisse, durch welche sie ihre Kräfte üben könnten, ergreifen sie jedes Beyspiel, das sie sehen, mit desto feuriger Begierde, je weicher und empfindsamer ihr Apprehensions-Vermögen, je lebhafter und stärker ihre Einbildungskraft ist. Knaben und Mädchen unterscheiden sich in ihrem Nachahmungstriebe schon sehr merklich dadurch, daß jedes nur das nachmacht, was mit seinem Geschlechte übereinstimmt. Die Mädchen ahmen das nach, was sich zu ihrem Geschlechte schickt, was sie bey ihren Müttern, andern Weibern oder Mädchen sehen; die Knaben das, was sie an ihren Vätern, andern Männern oder Knaben wahrnehmen. Jene beschränken ihre Nachahmung mehr auf Sachen des Putzes, der Ordnung, Reinlichkeit und Schönheit. Diese aber auf das Wissenswürdige, auf anstrengende Beschäftigung, auf Arbeitsamkeit und Verdienst.

Die Begierde nach Beschäftigung und Thätigkeit ist beym Knaben größer, als wie beym Kinde. Aber auch nur von außen bekommt er, größtentheils den Stoff dazu. Die

Ge-

Geschäfte der Knaben und Mädchen sind verschieden nach Verschiedenheit ihrer Geschlechts-Bestimmungen. Während diese sich mit Kochen, Nähen, Puppen, Zieren u. s. w. unterhalten; so reiten jene, spielen mit Wägen, Flinten, Bogen, Trommeln und Pfeiffen. Der Knabe möchte schon gerne die Spiele, die er treibt, selbst angeben und anordnen; er läßt solche sich nicht leicht von andern seiner Spielkameraden vorschreiben, am wenigsten von seinen Schwestern, von denen er immer Nachgiebigkeit verlangt. Der Knabe fühlt da schon seine Kraft, seine Stärke, mit der er dem Mädchen überlegen ist. Der Kreis, in welchem der Knabe am liebsten ist, und am freyesten nach seiner Natur und Laune sich äußert, ist der, welcher aus seines Gleichen besteht. Der Umgang, das Spiel mit viel ältern Personen, ist ihm zuwider. Es ist nichts natürlicher, als dieses. Die ältern Personen glauben sich nämlich dazu berufen, den Knaben bey seinem Spiele zu leiten, zu bestimmen und zurecht zu weisen; aber eben das kann dieser nicht leiden; das Spiel ist ihm um so angenehmer, je freyer und ungebundener er dabey seine Kräfte üben kann.

kann. Aeltere Personen können sich nicht leicht dem Knaben assimiliren; sie sind schon etwas ernster, nachdenkender als dieser, und schon ihre größere Gestalt macht auf ihn keinen günstigen Eindruck. Eine Einladung zum Spiele von einem Knaben bestimmt ihn viel eher, als das reitzendste Versprechen, womit ein Mann oder Greis ihn in seiner Gesellschaft behalten will. Ein Geschenk, das er von einem Knaben oder Mädchen erhält, erfreut ihn unendlich mehr, als ein Präsent von einem Alten; und im Gegentheile kann ein Tadel, eine Beleidigung von einem seiner Kameraden empfangen, ihn zu einem weit heftigeren Zorn reizen, als der Tadel oder die Strafe, die er von einem Manne empfängt.

III.

Charakteristik des Menschen im Jünglingsalter.

Un jeune homme, toujours bouillant dans
ses caprices,
Est prompt à recevoir l'impression des
vices —
Est vain dans ses discours, volage en
ses désirs,
Rétif à la censure et fou dans ses
plaisirs.

Boileau.

Auf das Knabenalter folgt das Alter des Jünglings, welches man gewöhnlich mit dem fünfzehnten Jahre anfangen, und mit dem vier und zwanzigsten aufhören läßt. Dieses Alter nennt Cicero die angenehmste Epoche, die Blüthe des mensch-

menschlichen Lebens. Im Jünglinge wohnt schon mehr Geistes- und Körperskraft, als im Knaben. Die Wirkungen seiner Seele haben mehr Mannichfaltigkeit, Festigkeit und Zusammenhang; sein Körper ist zu einer merklichen Stärke gediehen; seine Nerven sind fester; seine Gehirnfieber beweglicher, und besitzen eine Kraft, welche ihm größerer Anstrengungen fähig macht.

Das Empfindungsvermögen des Jünglings ist stark und lebhaft. Seine Vorstellungen haben immer einen hohen Grad von Leben, folgen schnell auf einander, beschäftigen aber nur kurze Zeit seine Seele. Wie in einem Meere von Eindrücken schwimmt gleichsam seine Seele, wo sie von den Wellen bald leiser, bald stärker gerühret wird. Weil ihn die Eindrücke von außen, besonders die sinnlichen, stark und lebhaft afficiren, so beobachtet er schnell, häufig und leicht; aber diese Beobachtungen sind nicht immer richtig. Seine Gedanken sind lebhaft, schnell wechselnd, aber nicht andauernd; daher sind die Blicke seines Geistes einseitig und beschränkt. Bey den bloßen Eindrücken, die Gegenstände auf ihn machen, bleibt er nicht stehen, und läßt sie so ruhig, wie der Knabe, auf sich wirken;

sondern er dringt mehr in die innere Beschaffenheit derselben, und in die Verhältnisse ein, in welchen sie zu andern Gegenständen stehen. Er vergleicht, beurtheilt die Schönheit und Zweckmäßigkeit derselben, abstrahirt sich aus einzelnen Beobachtungen Regeln und Grundsätze, die er in der Zukunft oft zur Richtschnur seiner Urtheile und Handlungen macht.

Der Geist des Jünglings ist sehr lebhaft; er faßt schnell, und kommt dabey schnell von einem Begriffe auf den andern. Aber diese Schnelligkeit, ohne Deutlichkeit der Vorstellung, scheint blos Flüchtigkeit zu seyn. Da eine anhaltende Lebhaftigkeit ermüdet, und die Wirkungen einer ruhigen Vernunft hemmet: so kömmt der Jüngling nicht zu der Gründlichkeit und Standhaftigkeit, der er sonst fähig wäre.

Mangel einer kalt prüfenden, erfahrnen Vernunft, ein starkes Empfindungsvermögen und ein lebhafter Geist sind Ursache einer lebhaften Einbildungskraft. Der Jüngling hat also auch eine lebhafte Einbildungskraft. Bey einer geringen Veranlassung kann er sich eine Menge sinnlicher Gegenstände mit Klarheit wieder vorstellen. Daher die Munter-

ter-

terkeit seines Geistes, der gefällige Anstrich von scherzhafter Laune, den seine Gedanken haben; daher die Freuden, die er genießt, gewöhnlich Freuden der Einbildungskraft, von der sie nicht nur erzeugt, sondern auch erhöhet werden; daher das Dichtergenie, welches gewöhnlich bey Jünglingen im schönsten Glanze sich zeigt. Da eine lebhafte Einbildungskraft die Grundlage des Witzes ausmacht, und der, welcher ein witziger Kopf ist, in seinen Vorstellungen mehr von einer lebhaften Einbildungskraft, als vom Verstande geleitet wird: so scheint es, daß im Jünglinge die schönste Anlage zum Witze seye. Wer kennt nicht die mannichfaltigen Aeußerungen des Jünglinges, die mit dieser Anlage zusammenhangen? Am liebsten beschäftigt er sich mit dem, was die Dinge, welche er sich vorstellt, gefallendes oder mißfallendes haben. Auf den anderweitigen Gebrauch derselben in der Zukunft sieht er wenig. Eine Begebenheit, die sich auf Glück oder Unglück bezieht, und die Andern ihrer Folgen halber merkwürdig ist, rührt ihn mehr durch ihre Beschaffenheit, als durch ihre Folgen; er lacht bisweilen über das, was andern Thränen auspreßt, und ärgert sich, wo Andere

sich

sich freuen. An sich ist er leichtsinnig; denn er betrachtet die Gegenstände nicht in ihren Folgen und Wirkungen, sondern in ihren Beziehungen auf die Beschäftigung der Einbildungskraft; er ist uneigennützig, und unterhält sich mit Dingen, die der nachdenkende Verstand manchmal für schädlich halten würde.

Der Jüngling liebt Thätigkeit; Unthätigkeit und Ruhe sind ihm zuwider. Die Tendenz seiner Thätigkeit geht aber ins Große. Der Jüngling bildet sich eine Wirkungssphäre von Handlungen, zu deren Verrichtung viel Muth, Anstrengung, Kraft und Stärke erfordert werden. Er wirkt mehr nach aussen, als nach innen; mehr im öffentlichen, als im stillen; der Erfolg seiner Handlungen soll glänzend seyn. Nicht was gewöhnlich, sondern was selten ist, möchte er thun; nicht was klein und bekannt, sondern was groß und auffallend ist, wählt er zum Gegenstande seiner Thätigkeit: kleine, nicht sehr auffallende Handlungen, reitzen ihn nicht bald zur Thätigkeit, wenn auch zu ihrer Ausführung noch so viel feine Kunst erfordert würde. Er macht die größten, weitläufigsten Pläne für die Zukunft; zaubert sich Luftschlösser,

träumt

träumt sich paradiesische Zeiten, und lebt so oft mehr in der ideellen, als wirklichen Welt. Die Handlungen des Jünglinges — sagt ein gewisser Schriftsteller — wären dem Menschenbeobachter gewiß sehr befremdend, wenn er nicht wüßte, daß alles außerordentlich sey, was Jünglinge thun. Der Jüngling ist rasch, kühn — ja verwegen in seinen Unternehmungen. In dem vollsten Gefühle seiner Kraft denkt er nicht an die Schwierigkeiten, die mit seinen Unternehmungen verknüpfet sind; und Mangel an Besonnenheit und Erfahrung machen ihn blind gegen jede Gefahr, in der er schwebet.

Der Erfolg seiner Unternehmungen bleibt ihm jederzeit zu lange aus; denn er wünscht und denkt sich ihn zu nahe. Mit Ungeduld erwartet er ihn, nicht als wenn er befürchte, die Sache möchte ihm fehlschlagen, sondern weil der Genuß, den er sich davon verspricht, so lange zögert. Er hofft zuversichtlich. Vor dem Gelingen seiner Unternehmungen bangt ihm wenig, und so lange nicht ein äußerer Unfall seiner Seele die gegenwärtige Gefahr vorstellt, denkt er an das Mißlingen eben so wenig, als irgend ein Mensch, im stärksten Gefühle seines

phy-

physischen Wohlseyns, an seine Sterblichkeit. Während er sich mit den entzückendsten Hoffnungen unterhält, schlägt oft seine Sache fehl. Der Schmerzen darüber muß eben so groß seyn, als zuvor die Hoffnung gewesen.

Am ungeschicktesten ist der Jüngling zu solchen Handlungen, deren Verrichtung viele Einsichten, Ueberlegung und Besonnenheit voraussetzt. Diese sind es auch, deren Erfolg ihm meistens nicht glückt. Denn nur Ueberlegung einer kalt prüfenden Vernunft muß hier den Menschen leiten; und eben diese fehlt dem Jünglinge am meisten *). Er handelt mehr nach Einflusse der Affecte und der Einbildungskraft, als nach der Stimme der Vernunft. Die Leichtsinnigkeit, womit er sich entschließt und handelt, ist Ursache, daß er manche Uebel leiden muß, die von der Natur, von der Einbildungskraft, und der strafenden Vernunft herkommen. Er begehet öfters die unklugsten Streiche, und man kann in der That behaupten, daß der Mensch in keinem Alter wohl mehr Ursache habe, seine Hand-

*) In eunte Adolescentia maximam nobis inesse imbecillitatem Consilii; sagt Cicero.

Handlungen zu bereuen, als in der Jugend. Glücklich der Jüngling, der einen Weisen zum Führer erhält, welcher mit seinen Schwachheiten Mitleiden hat, sein Feuer durch seinen Verstand mäßigen, und die wilde Einbildungskraft auf den gehörigen Punkt lenken kann, ohne daß er merkt, daß seiner Freyheit ein Zügel angelegt wird!

Indem das Gefühlsvermögen des Jünglings stark und lebhaft ist; so begehrt und verabscheuet er immer mit einem hohen Grade von Lebhaftigkeit. Liebe und Haß, Freude und Mißvergnügen, Wohlgefallen und Unwillen, und noch andere dergleichen Gemüthsveränderungen spannen seine Seele zu einem gewissen Grade von Heftigkeit. Die Mittelstraße ist nie so recht sein Element; er ist excentrisch, wie fast alle Menschen, deren Einbildungskraft über die andern Kräfte der Seele prädominiret. Unvermögend, die in seiner Seele sich lebhaft andrängenden Gefühle zu beherrschen, wird er in seinem Begehren ausschweifend. Wer kennt nicht die vielen unmöglichen Projecte, die sich Jünglinge machen? Und da seine Gefühle eben so veränderlich sind, wie die Gegenstände außer ihm,

welche

welche auf ihn wirken; so ist er in seinem Begehren und Verabscheuen unbeständig, und veränderlich.

Mehr Affecte als Leidenschaften beherrscht die Seele des Jünglings; denn zu Leidenschaften wird schon mehr Nachdenken, mehr Nachgrübeln über eine Vorstellung erfordert, als der Jüngling gewöhnlich besitzt. Leidenschaften findet man nur bey Menschen, die länger bey einer und derselben Vorstellung verweilen können, die mehr System haben, und ein Gefühl zum Princip ihres Begehrens machen. Affecte sind Folgen eines starken und lebhaften Gefühlsvermögens und einer feurigen hitzigen Einbildungskraft. Dazu kömmt noch beym Jünglinge das Unvermögen, die einzelnen Theile einer Hauptvorstellung, womit seine Seele beschäftigt ist, besonders zu betrachten, und das Ganze zu zergliedern. Wer einen Gegenstand, der die Seele rührt, zergliedert, seine einzelnen Bestandtheile betrachtet und untersucht, wie sie beschaffen sind, wird wenig davon fühlen. Nur in der Seele desjenigen entstehen lebhafte Gefühle, werden Affecte erweckt, dessen Vorstellungskraft in dem Gegenstande, der auf ihn wirkt, vieles auf einmal,

aber

aber nicht deutlich, gezeigt wird; dessen Aufmerksamkeit mehr auf die Wirkuug als auf die Beschaffenheit desselben gerichtet ist. Ueberdieß werden durch eine schnelle Einbildungskraft, bey einem etwas lebhaften Gefühle, eine Menge anderer damit verbundener Vorstellungen angeregt, wodurch das Hauptgefühl außerordentlich viel an Stärke gewinnt.

Der Unwillen, der Zorn des Jünglings ist leicht zu erwecken. Er braust gleich auf, und oft nur über eine Kleinigkeit. Aber eben so bald wird er wieder gut; Groll nährt er selten in seinem Herzen. Da der Jüngling ein zu hohes Gefühl von seiner Kraft hat; so wird er leicht stolz. Er hat ein voreiliges Zutrauen zu seinen Kräften, ist dreist, ja verwegen in seinen Urtheilen, und glaubt nicht selten, von der Vollkommenheit nicht weit mehr entfernt zu seyn; weil er schon etwas über die Anfangsgründe hinausgerückt ist. Er will immer Recht haben, und Folgen von der großen Einbildung von sich sind; daß er sich selten durch sich selbst bessert, nicht gern Ermahnungen annimmt, noch Tadel bescheiden verträgt; er ist kein guter Hörer der Sittenlehre (sagt der weise Sta-

Stagirite)*); ferner, daß er sich über hergebrachte Convenzionen, Gesetze der Höflichkeit und des Anstandes leicht hinwegsetzt, und endlich, daß er gerne Andere tadelt. Wer glaubt, vieles zu vermögen, glaubt auch, daß ihm vieles erlaubt sey. Er ist daher zur Verachtung Anderer geneigt, und entschließt sich selten gern dazu, die Gleichheit der Rechte und die Verdienste Anderer, in Vergleich mit den seinigen, in der Gesellschaft zu respectiren. In dem lebhaften Gefühle seiner Kraft liebt er die Freyheit und Unabhängigkeit über alles; er kann keinen Zwang vertragen. In keinem andern Alter ist der Trieb nach Unabhängigkeit stärker, als in diesem. Der Jüngling möchte gern alles selbst bestimmen, und sich von nichts außer ihm, bestimmen lassen; er zerreißt auch die sanftesten Bande, die ihn binden, mit Ungestüm, so bald sie ihn hindern, nach seinen Grund-

*) Ein Lehrer kann deßwegen nicht weise genug seyn, um den Jüngling zur Besserung irgend eines Fehlers, den er begangen hat, zu bewegen. Am wirksamsten ist seine Ermahnung bey einem Jünglinge, der sich nicht gern tadeln läßt, gewiß dann, wenn er denselben zurecht weißt, ohne daß er den Tadel, den er empfängt, merkt, und ihn dahin führt, daß er selbst darauf fällt, und seinen Irrthum entdeckt.

Grundsätzen zu leben. Indessen kann man doch, wenn man einmal sein Zutrauen gewonnen hat, vieles mit ihm ausrichten.

Im Ganzen ist der Jüngling gutmüthig; d. h. er nimmt warmen Antheil an den angenehmen und unangenehmen Schicksalen anderer Menschen. Sein Herz ist weich, es ist offen jedem Eindrucke. Der Anblick solcher Zustände und Aeusserungen, die von merklichen Leidenschaften oder Affecten zeugen, versetzt ihn in gleichen Zustand, wenn er sich übrigens auch in gar keinem nahen Verhältnisse mit den Gegenständen denken kann, von welchen jene Wirkungen herkommen. Die Welt sieht er mehr von der lachenden, als schlimmen Seite an; die Menschen hält er eher für gut, als für bös; die Leidenden eher für unschuldig, als für schuldig. Er ist wohlmeinend und wohlthätig gegen Andere; von dem, was er besitzt, theilt er gern mit, und ist oft freygebig bis zur Verschwendung; denn er versteht noch keine ökonomische Klugheitsregeln, und ist überhaupt ein fehlerhafter Berechner des Guten und Vortheilhaften. Nicht Würdigkeit, nicht Verdienst sind der Maaßstab, wornach er seine Wohltha-

ten

ten austheilt; sondern nur der momentane Eindruck, welcher auf ihn geschieht.

Der Jüngling ist zutraulich. Ueberhaupt wer wenig Erfahrung hat, der ist leicht zutraulich. Er kennt noch nicht die Wege der Tücke, nicht die Krümmungen der List, noch die schwarze Kunst der Verstellung. Versprechungen, die ihm gemacht, hofft er mit Zuversicht; jede Freundschaft, die ihm angetragen wurde, hält er für wahr und standhaft. Der erste, der beste, welcher etwas mehr Verstand oder Ansehen besitzt, als er, ist fähig, ihn zu allem zu bringen, wozu seine eingeschränkten Kräfte hinreichen. — Er ist leichtgläubig; denn er ist noch nicht im Stande, schnell den Schein von der Wirklichkeit, von der Falschheit die Wahrheit zu unterscheiden. Es gehört nur eine gewisse Art dazu, die, wenn man sie versteht, einen in den Stand setzt, ihm alles weiß zu machen, was man will. In Schließung seiner Freundschaften zeigt er sich am leichtglaubigsten; nach Leitung des rührsamen Herzens, das er besitzt, und nach der zärtlichen Theilnahme, womit er alles, was auf ihn wirkt, umfaßt, wählt er seine Freunde.

Ein

Ein Zug, welcher in dem Gemählde des Jünglings noch besonders gefällt, ist Offenherzigkeit. In der That ist es dem Jünglinge ganz eigen, seine Gedanken und Gefühle Andern mitzutheilen, und sie ohne alle Umstände zu äussern. Wie Jünglinge es fühlen, wie sie es denken, so sagen sie es gerade heraus, alles, was ihnen Freude macht, was ihnen weh thut, was sie merkwürdiges wissen, das äussern sie auch so, wie sie sich solches vorstellen, wie sie solches fühlen und empfinden. Darin besteht eigentlich die Aufrichtigkeit, welche Tugend bey ihnen gewöhnlich mit der Offenherzigkeit verbunden ist. Wer andere Menschen für gut und theilnehmend hält, wer ihnen leicht traut, und von allem, was er denkt oder fühlt, meistens lebhaft gerührt wird, der verschweigt selten Etwas.

Eine Hauptveränderung, die der Mensch noch in diesem Alter bekömmt, ist die merkliche Entwickelung des Geschlechstriebes. Diese Erscheinung, eine der merkwürdigsten im menschlichen Leben, hat sowohl beym Jünglinge, als wie bey der Jungfrau Statt. Lebensart und Klima beschleunigen oder verzögern den Eintritt dieser Periode. In üppigen Städten erscheint

sie

sie früher, als auf dem Lande; unter einem kalten Himmelsstriche später, als unter einem heißen. Der Jüngling ist nicht mehr so gleichgültig gegen die Jungfrau, wie er vielleicht als Knabe gegen sie als Mädchen gewesen. Sein in den Adern raschrollendes Blut, die zunehmende Kraft seines Körpers, und seine glühende Einbildungskraft wirken zusammen, daß er diesen Trieb lebhaft fühlt. In diesem Triebe liegt der Keim zur Veredlung der Menschheit, die schönste Knospe menschlicher Vollkommenheit, die sich nach und nach zur herrlichsten Blüthe entfaltet — die Liebe.

IV.

IV.

Charakteristik des Menschen im Mannesalter.

L'âge viril plus mur inspire un air plus sage,
Se pousse auprès des Grands s'intrigue se ménage,
Contre les coups du sort songe à se maintenir,
Et loin, dans le présent, regard l'avenir.

Auf das Jünglings-Alter folgt zunächst das Alter des Mannes. Wie jenes das Glückliche, so wird dieses das Vollkommene genennt. Das männliche Alter ist die Zeit der vollsten Lebenskraft des Menschen. *) Das Feuer der Ju-

*) Der Mensch heißt da Mann oder Weib. Da der Mensch in diesem Alter auf derjenigen Stu-

Jugend ist abgekühlt! der Körper, welcher nunmehro nicht mehr in die Länge wächst, nimmt an Stärke zu. Das Gefühl der Kraft macht den Mann zu den Geschäften des Lebens vorzüglich geschickt, und er ist im Stande, nicht nur für seine eigenen Bedürfnisse zu sorgen, sondern auch den Unterhalt denen zu verschaffen, welche denselben von ihm fordern dürfen.

Der Geist des Mannes hat in Rücksicht seiner Bildung den Vorzug vor den vorhergehenden Perioden des menschlichen Lebens. In einem ehrwürdigen, gefälligen Glanze erscheint hier die Vernunft. Frey von der Flüchtigkeit der Jugend, durchforscht der Mann alles ruhiger und mit größerer Ueberlegung; er beobachtet richtiger und gründlicher; sein Blick durchspähet mehr die feinen Unterschiede der Gegenstände und dringt tiefer ein in

fe seiner Bildung steht, wo sein Körper die vollkommenste Kraft und Stärke besitzt, wo seinem Geiste ein solcher Grad von Vollkommenheit zukömmt, daß er zu allen Geschäften des Lebens geschickt ist, wozu Anstrengung, Stärke und Einsicht erfordert werden, daß er also gewissermassen in dem vollkommensten Zustande seines ganzen irdischen Lebens ist: so werden darnach auch die Geschlechter benennt.

in die mannichfaltigen Verhältnisse derselben. Sein Auge, gestärkt durch Erfahrung, dringt durch den Schleyer der Zukunft; er berechnet besser seinen Vortheil, und versteht schicklichere Mittel zu seinen Zwecken zu wählen. Er besitzt eine richtige Urtheilskraft, und einen Schatz von Grundsätzen, die er sich durch mehrere Erfahrungen gesammelt hat. Sein Geist verschlingt nicht mehr so gierig jede neue Idee, die ihm vorkömmt; denn er hat schon mehr genossen, und prüft alles nach dem Maaßstabe der Wahrheit und Nützlichkeit. Die Begierde, womit er seinen Geist durch Begriffe nähret, ist nicht sowohl Neu- als Wißbegierde. Flögel *) hält das männliche Alter, in Absicht des Verstandes, für das beste unter allen Altern des menschlichen Lebens. „Es besitzt (sagt er) die Vortreflichkeit der Jugend und die Güte des Alters zusammen; die Lebhaftigkeit der Jugend, obgleich in einem gemäßigterem Grade, und den Verstand des Alters, von den Vorurtheilen desselben befreyt. Die Vernunft erscheint in

*) In seiner Geschichte des menschlichen Verstandes S. 150.

in einem erhabenen Glanze, indem nun der Körper zur gehörigen Stärke, und zu der größten Vollkommenheit gelangt ist. Es ist weder von dem schwankenden Wahne der Jugend, noch von dem festen Eigendünkel der spätern Jahre beschwert; sondern der Mann sucht aus beyden die Wahrheit ohne Partheylichkeit heraus. Sein Verstand ist am fähigsten sich auszubilden, sein Muth standhaft, und sein Temperament cholerisch. Die Ehre feuert ihn an, er unternimmt die schwersten Dinge, und bahnt sich durch unermüdeten Eifer den Weg zum stolzen Klange des Nachruhms."

Das Gefühlsvermögen des Mannes hat eine glückliche Temperatur. Es ist weder zu lebhaft und schnell, noch zu träge und langsam, weder zu stark noch zu schwach; es hat einen Grad von Reizbarkeit, welcher unter jenen Eigenschaften in der Mitte liegt, und am schicklichsten ist für eine gründliche Thätigkeit des Verstandes. Er begehrt nicht blindlings und unbesonnen; er überlegt zuvor, und frägt seine Vernunft um Rath. Unter den starken Gemüthsbewegungen spannen seine Seele mehr die Leidenschaften, als Affekte; denn er denkt mehr über eine Sache

nach,

nach, und läßt sich nicht gleich von lebhaften, sinnlichen Eindrücken hinreissen.

Der Stolz, den der Mann hat, ist edel, und geht nicht so bald zur Eitelkeit über, wie der Stolz des Jünglinges. Nichts könnte auch einen Mann mehr beschimpfen als Eitelkeit. Von Ehrliebe gereitzt, unternimmt er die beschwerlichsten Handlungen. Sein Zorn kann auflodern; aber er ist nicht stürmisch und verwüstend: sein Muth ist stark, und unerschrocken; aber nicht verwegen und tollkühn.

Bey Unternehmungen sieht der Mann hauptsächlich auf den Vortheil, der daraus für ihn erwächst; wobey er aber die Untersuchung nicht außer Acht läßt, mit welchen Hindernissen und Schwierigkeiten die Handlung verbunden ist. Wegen dem Erfolge ist er dann wenig ängstig; denn das wäre ein Kennzeichen eines schwachen Geistes; indessen hofft er nicht blindlings und verwegen. Oefters führt er erst die Pläne aus, welche er schon als Jüngling, obschon unvollständig, entworfen hat. Daran hat er einen Faden, welchen er weiter entwickeln kann; ein Gedanke, eine kleine Aussicht, die er in der Jugend erfand, geben ihm, als Mann, oft

Gele-

Gelegenheit zu der schönsten Ausführung. So wie er der Uebernehmung eines Geschäfts jedesmal eine reife Ueberlegung über die Beschaffenheit desselben vorher gehen läßt, so beweißt er im Ausführen Muth und ausdauernde Kraft, auch da, wo er gegen große Schwierigkeiten kämpfen muß. Ueberhaupt in allem, was der Mann empfindet, denkt, fühlt, begehrt und thut, herrscht mehr System, Gleichförmigkeit, Zweckmäßigkeit und Selbstständigkeit, als bey Knaben und Jünglingen.

Ein innrer Trieb fieng an die schwachen Sehnen
Zu meinen Diensten auszudehnen;
Die Füsse lernten gehn durch fallen,
Die Zunge reifete zum lallen,
Und mit dem Leibe wuchs der Geist.
Er prüfte nun die ungeübte Kraft,
Wie Mücken thun, die von der Wärme dreust,
Halb Würmer sind, und fliegen wollen.
Ich starrte jedes Ding als fremde Wunder an,
Ward reicher jeden Tag, sah vor und hinten Heute,
Maß, rechnete, verglich, erwählte, liebte, scheute,
Ich irrte, fehlte, schlief — und ward ein Mann.

V.

V.

Charakteristik des Menschen im Greisenalter.

La vieillefse chagrine incefsament amafse,
Garde, non pas pour soi, les trésors q'uelle en tasse,
Marche en tous ses desseins d'un pas lént et glacé,
Toujour plaint le présent, et vante le passé,
In habile aux plaisirs, dont la jeunefse abuse,
Blâme en eux les douceurs que l'age lui refuse.

Boileau.

Die letzte Periode des menschlichen Lebens ist das Greisenalter. Dieses Alter hängt ab von der allmählichen Abnahme der körperlichen Kräfte, von der größern Annäherung des Ziels der körperlichen Zernichtung, und nimmt, nach einem alten Sprüchworte, mit dem sechszigsten Jahre seinen Anfang. Die schätzbaren Güter des Lebens, Jugend, Kraft, Gesundheit sind hier

hier verschwunden; die rauschenden Vergnügungen, die sonst die Seele bezauberten, sind vorüber, und die Welt hat wenig Reitz mehr; weil die Empfänglichkeit der Sinne und die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft abgenommen haben.

Der Körper des Greisen ist schwach und unbehilflich. Seine sinnlichen Werkzeuge, seine ganze Organisazion fängt an stumpfer und unthätiger zu werden. Das Blut bewegt sich langsamer in den Adern, das Gehirn wird nach und nach trockener und unfähig zur Aufnahme und zum Behalten geschehener Eindrücke. Die Wärme und Muskelkraft weicht von ihm merklich ab, und sein Körper gleicht einer abgenutzten Maschine, deren Kräfte gelähmt und fast bis zur Unthätigkeit herabgeschwunden sind. Untüchtig zur Ertragung merklicher Anstrengungen, an denen er sich sonst übte, ist der Greis noch so mancherley beschwerlichen Schwachheiten ausgesetzt, daß er fast eben so hülfsbedürftig wird, wie er als Kind gewesen *).

Was

*) Es ist merkwürdig, daß bey der Abnahme der körperlichen Stärke im Greisenalter, die Eßlust eher

Was die Beschaffenheit des Geistes betrifft, so sagt man vom Greise, daß in ihm die Weisheit wohne. Diese Eigenschaft ist es auch, welche diejenigen zum Beweise nehmen, die dieses Alter loben, oder gegen die ihm gemachten Beschuldigungen vertheidigen. Wie der Jüngling witzig, der Mann klug; so ist der Greis weise, d. h. er weiß zu einem Zwecke nicht nur die schicklichsten Mittel zu wählen, sondern er setzt sich auch immer die bessern Zwecke vor *). Eine lange Zeit hindurch

---

eher zu- als abnimmt, und daß auch hierin der Greis dem Kinde wieder ähnlich wird. Diese Eßlust dürfte bey ihm wohl aus dem Gefühle der schwindenden Kräfte und des herannahenden Todes, den er gern von sich noch einige Zeit entfernt halten möchte, vielleicht auch zum Theile aus det Absicht, die lange Weile zu vertreiben (wie Manche des Zeitvertreibes wegen Taback rauchen) entstehen.

*) Dieses Alter hat man auch von jeher wegen seiner Weisheit in Ehren gehalten. Daher das lateinische Wort „Senatus" (Rathsversammlung) wie in Frankreich der Rath der Alten; daher bey den Spaniern das Wort „Sennor" bey den Italienern „Signore", welche Wörter so viel als Herr bedeuten. Solon gab das Gesetz, daß bey Rathsversammlungen der Aelteste zuerst sprechen solle.

durch hat er sich Erfahrungen gesammelt. Tausend Dinge hat er von verschiedenen Seiten kennen gelernt; oft haben ihn Beschwernisse und Leiden gedrückt, und oft hat er gelernt, sie zu ertragen; mancherley Versuche hat er angestellt mit sich und Andern, und Schein, Betrug, Täuschung und Verstellung hat er unter vielerley Gestalten erfahren. Auf diesem langen Wege, den der Greis wandelte, hat er sich die Schätze seiner Weisheit gesammelt. Der Schleyer der Täuschung schwindet vor seinen Augen, und er sieht die Dinge in ihrer wahren Gestalt. Die Vernunft tritt da in ihre vollen Rechte, und gewährt für das, was man sonst entbehren mußte, den vollkommensten Ersatz, wo man dann freylich, schon am Rande des Grabes, ausrufen muß: es ist Schade, jetzt zu sterben, da man erst gelernt hat, recht zu leben.

Der Einfluß der Weisheit, die der Greis besitzt, zeigt sich bey ihm in verschiedenen Handlungen wirksam. Der Greis entschließt sich nie zu einer Handlung, außer er hat sie zuvor lange und nach ihrem ganzen Umfange überdacht. Jeden wichtigen Entschluß, den er faßt, jede Unternehmung, die er ausführen will, beginnt er

mit

mit einem gewissen Grade von Bedächtlichkeit. Denn er kennt die mancherley Hindernisse, die verschiedenen Beschwerden, die sich erst bey der Ausführung der Handlung zeigen, und auf die man zuvor öfters nicht gerechnet hat. Ueberhaupt ist aber auch die Eigenschaft, stark und schnell zu wollen, nur das Princip eines unternehmenden Geistes und eines ausdauernden Muthes. Das Gefühl körperlicher Schwäche aber macht den Menschen verzagt bey Handlungen, die hauptsächlich vom Körper verrichtet werden; so wie Stärke und schnelle Beweglichkeit des Körpers hingegen demselben Entschlossenheit giebt. — Wie langsam, wie überlegend ist der Greis bey Versprechungen, die er andern machen will? Er weiß, das Versprechungen binden, daß die Umstände sich häufig ändern, wo die Erfüllung derselben einem sehr schwer und unangenehm werden muß. Eben so rechnet er auf die Versprechungen, die ihm von Andern gemacht werden, selten mit Gewißheit; denn er kennt zu gut die Veränderlichkeit des menschlichen Willens und der menschlichen Schicksale. Wenn er spricht, so spricht er behutsam, aus Furcht, er möchte eine ihm eigenthümliche

Schwäche verrathen. Die Freundschaft, den Umgang mit Andern, wählt er mit Vorsicht, und nach der Wahl ist er getreu und unveränderlich. Der Hauptpunkt aber, worin die Weisheit des Greisen sich wirksam zeigt, ist die Herrschaft über seine Begierden. Der Greis hat es durch Uebung dahin gebracht, daß er sich das leicht versagen kann, was er als angenehm erkennt. Er thut nichts, weil es ihm reizend vorkommt, weil nach ihm seine Begierden streben; sondern weil er es nach seiner Vernunft für gut hält. Diese Herrschaft wird zwar durch die merkliche Stumpfheit der Sinne, und durch die Schwäche der Begierden bey ihm um vieles erleichtert, aber doch nicht ganz bewirket; denn wir bemerken sie auch bey solchen Greisen, deren Sinne noch wenig abgestumpft, und deren Begierden noch sehr lebhaft sind.

Da es der Einbildungskraft des Greisen an Lebhaftigkeit fehlt: so ist sie keines hohen Schwunges mehr fähig. Seine Begierden sind nicht mehr heftig, und er hat wenig antreibende Leidenschaften mehr. Deßwegen ist er zu Erfindungen nicht geschickt; am wenigsten ist ein Werk der Einbildungskraft von ihm zu erwarten,

ten, ob er gleich zu den Erfindungen noch Fähigkeiten haben mag, welche durch Hülfe einer ruhigen und vom Sinnlichen entfernten Abstraction gemacht werden. Ein gründlicher Verstand, eine richtige Urtheilskraft, sind zwey Kräfte, die beym Greisen am besten ausgebildet sind, und ihn am sichersten in allen seinen Handlungen leiten.

Greise, die mit einem guten Maaße von Witz schimmerten, giebt es selten. Die Grundlage des Witzes ist eine lebhafte Einbildungskraft, welche den Greisen fehlt. Daher ist es auch eine sehr seltene Erscheinung, daß man im hohen Alter viel Freude an ästhetischen Werken, an Produkten des Geschmacks und der Phantasie hätte, oder daß man nicht geneigt wäre, das Vergnügen des Geschmackes, welches doch ein reines Vergnügen ist, für ein läppisches Spiel zu halten.

Das Gedächtniß versinkt mit der Stumpfheit der Sinnenwerkzeuge und Verhärtung des Hirnmarkes. Leicht gerührt von den unbedeutendsten Dingen, aber unfähig, die Spuren dieser Eindrücke festzuhalten, weint der Greis über Kleinigkeiten, und vergißt bald wieder die

Ursa-

Ursachen seines Unwillens. Da seine Gefühle nicht mehr sehr lebhaft sind: so nimmt man selten Affecte an ihm wahr. Seine Liebe ist nicht aus ganzer Seele; sie ist so kalt, daß man darauf schwören sollte, er liebe gar nicht. Sein Haß ist nicht stark und andauernd; er gleicht dem Hasse des Knaben, der schnell wieder vergißt, und keinem Groll im Herzen nähret *).

Leidenschaftliche Anhänglichkeit an die vergangenen Zeiten, ist ein Hauptzug in dem Charakter des Greisen. Mit freudigem Herzen denkt er an seine Jugendjahre; mit unermüdetem Eifer erzählt er alles, was er einst gethan und erlebt hat. Wie in einer romantisch-schönen Gegend liegt alles Vergangene, was er genossen, vor ihm. Selbst die Leiden, die er einst erdulden mußte, findet er angenehm, und erzählt sie mit solcher Lebhaftigkeit, als wenn er noch mitten unter ihnen lebte. Vor Alters war ihm denn alles besser, zweckmäßiger und lobenswürdiger *); das Neue findet

*) Φιλοῦσιν ὡς μισήσοντες, κατ' μισουσιν ὡς φιλησοντες. Arist.

**) Laudator temporis acti. Horatius.

det seinen Beyfall nicht. Jeder Neuerung ist er abgeneigt; er ist zu sehr in das Alte verliebt, als daß er am Neuen Geschmack finden sollte. Es gehört viel dazu, ihm Liebe gegen eine neue Verfassung, Mode, Entdeckung oder irgend eine andere Sache, beyzubringen. Kein Licht ist helle kein Beweggrund ist mächtig genug dazu. Es ist aber auch nichts natürlicher, als diese Erscheinung. Die Gefühle des Greisen sind nämlich merklich abgestumpft; seine Denkungsweise ist gleichsam ungelenksam geworden; deßwegen kann er sich nicht leicht in die Eigenheiten, Sitten, Moden und Gebräuche neuerer Zeiten schicken. Die Zeit überhaupt, in der er jetzt lebt, ist ihm nicht angenehm, da sie die nächste vor seinem Tode ist, an den sie ihn stündlich erinnert; und auf diese Art ist ihm auch das widerwärtig, was sich in derselben ereignet. Seine Natur hat sich verschlimmert; und ist es nicht ein ganz gewöhnliches Phänomen im Menschen, daß er oft die Verschlimmerung, die nur in seiner Natur vorgegangen ist, in den Dingen und Menschen außer sich suchet? Nichts könnte auch von größerm Reize für ihn seyn, als das Alte. Die Eindrücke, die er in seiner Jugend

gend empfand, die Gefühle, Anschauungen und Begriffe, die er da hatte, waren sehr lebhaft, und haben sich mit unauslöschlichen Zügen seinem Gedächtnisse eingeprägt. Je lebhafter die Rührung war, mit der er die Eindrücke empfand, desto inniger ist das Bewußtseyn, mit welchem er derselben sich erinnert. Muß es nicht das Herz des Greisen erheben, sich der überstandenen Leiden, der ertragenen Beschwerden, der überwundenen Gefahren, denen er in seiner Jugend so häufig ausgesetzt war, wieder zu erinnern, und derselben Erwähnung zu thun? Müssen ihm nicht mehr die Gegenstände, woran er seine starken Kräfte einst übte, interessant; muß ihm nicht selbst die Zeit angenehm seyn, wo er so viele Freude genoß?

Der Greis zeichnet sich ferner durch einen hervorstechenden Hang zum Tadeln, Ermahnen, Rathen u. s. w. aus: dieses so wohl in theoretischer, als moralischer Rücksicht.

Eingenommen von den Vorzügen seines Verstandes, stolz auf seine vieljährige Erfahrung, verachtet der Greis die Erfindungen neuerer Zeiten. Was man ihm als eine neue Entdeckung oder Erfindung, es sey in dem Reiche

der

der Gelehrsamkeit, der Wissenschaften, oder der Moden, erklärt, hält er entweder für schon längst erkannte oder gesagte Wahrheiten, oder für unnütze und unrichtige Dinge. Vielleicht würde er eine Entdeckung willig annehmen, wenn sie nur in das Zeitalter fiele, wo er noch Jüngling war. Man kann häufig Gelehrte in diesem Alter finden, die über alle Zweige der neuern Aufklärung schimpfen, obschon sie dieselbe nicht verstehen, ja auch sich nicht im geringsten bemühten, einen richtigen Begriff davon zu bekommen; bloß weil sie von Vorurtheilen für das Alterthum eingenommen sind. Besonders über die jüngere Welt maaßen sich Greise das höchste Richteramt an. Auch von reellen Vorzügen, die Jünglingen gebühren, sprechen sie oft, wo nicht mit Geringschätzung, doch gewiß mit Gleichgültigkeit. Sie kritisiren alles nach ihrem Kopfe. Hauptsächlich wollen sie im Hauswesen anordnen und befehlen. Daher thut es selten gut, daß sehr alte und junge Leute in einer Familie gut mit einander auskommen, am wenigsten da, wo die Jungen anzuordnen haben, und die Alten noch einen gewissen Grad von Feuer und Stärke besitzen. Diese wollen

von

von den jungen Menschen immer dieselbe nüchterne und kalte Ueberlegung verlangen, die ihnen Erfahrung und Jahre gegeben haben.

Man verursacht den Greisen eine große Freude, wenn man sie in irgend einer Angelegenheit um Rath fragt. Immer rathen sie gerne, wenn sie auch darinn nicht angesprochen werden. Aber den Rath, den sie einmal gegeben, wollen sie auch schlechterdings befolgt wissen. Nichts bringt sie mehr auf, als die Verachtung oder Nichtbefolgung desselben. Der Verdruß, den sie darüber empfinden, ist um so größer, für je weiser sie sich, und für je dümmer sie Andere halten; wozu auch noch das Bewußtseyn des guten Willens, womit sie den Rath gegeben haben, vieles beytragen mag.

In moralischer Hinsicht sind die Alten strenge Sittenrichter. Es ist bey ihnen herrschende Gewohnheit, fast alles in der Welt, was ihnen vorkömmt, unter moralischem Gesichtspunkte zu betrachten. Die lebhaften Begierden sind nämlich bey ihnen verloschen; sie besitzen viele Grundsätze, die sie sich aus eigenen Erfahrungen abstrahirt haben; sie setzen ein Mistrauen in die Ueberlegung der Jugend, denken an das

nahe

nahe Ziel ihres Lebenslaufes, wo das Schicksal des Menschen nach der Moralität bestimmt wird: dieß alles sind Ursachen, warum die Alten gerne moralisiren. Die gewöhnlichsten Fehler, auf welche sie bey Andern, besonders bey Jünglingen, stoßen, und die sie tadeln, sind wohl Stolz, Verschwendung, Mangel der Selbstbeherrschung und Halsstarrigkeit; gerade solche Fehler, deren Gegentheile ihnen wohl die werthesten Tugenden sind. In den Spielen der Jugend, wenn sie auch noch so unschuldig sind, finden sie öfters viel Böses; die Scherze derselben sind ihnen gleich zu leichtfertig, die Zeitvertreibe zu lärmend und ausschweifend. Das Sittenpredigen ist vorzüglich den alten Weibern eigen. Ueber den freyen Geist des Zeitalters, über die heutige Sittenlosigkeit, über den jugendlichen Leichtsinn, sprechen sie ohne weiteres das Verdammungsurtheil aus. Alle Wege und Stege junger Mädchen werden von ihnen ausgeforscht, ihre unschuldigen Handlungen vor das Censoramt des weiblichen Alters gebracht, und unbarmherzig gerichtet. Bey der Jugend soll Alles so seyn, wie es der langsamere, ängstlichere und düstere Sinn des Alters verlangt.

Nun

Nun werden die jüngern Schönen mit tausend ernsten Denksprüchen ausgerüstet, und vor Gefahren gewarnt, die vielleicht für sie gar nicht vorhanden sind.

Die Alten sind auch eigensinnig. Fest beharren sie bey Allem, was sie einmal angenommen haben, es mag nun ihre Tagesordnung, oder ihre Art zu wirken, Dinge zu ordnen, zu beobachten und zu beurtheilen, oder den Glauben der Väter betreffen. Ihre Grundsätze sind zu tief eingewurzelt, als daß sie sich nach dem Sinne Anderer richten könnten. Deßwegen sind ihre Meinungen entweder gar nicht, oder doch viel schwerer auszurotten, als bey jungen Leuten. Wegen des zuversichtlichen Vertrauens auf ihre Einsichten, können sie keinen Widerspruch leiden, wollen immer Recht haben, und verwerfen ohne genaue Untersuchung Alles, was ihrer Meinung entgegen ist. In der angenehmen Ueberzeugung, daß sie einen absoluten Werth besitzen, richten sie sich nicht mehr nach den Regeln der Höflichkeit und des Etiquets. Sie halten sich über alles Convenzionelle dispensirt, und sehen nur auf das Gemächliche und Nützliche.

Man

Man sagt ferner: daß die Alten wunderlich und launisch *) seyen. Ihre Laune entsteht aus solchen Uebeln, die nicht groß genug sind, ihre ganze Aufmerksamkeit zu erschöpfen, und doch stark genug, um sie auf nichts anders, als auf die Gefühle, welche von diesen Uebeln erzeugt werden, merken zu lassen. Diese sind entweder mehrere, kleine Verwirrungen und Unruhen der Seele, verdrüßliche Vorfälle mancherley Art, welche zusammen kommen, und sich nicht ganz durchdenken lassen; oder solche Uebel des Körpers, welche die Neigung zu andern Beschäftigungen noch übrig lassen, und doch dieselben immer stören. Selten würzt scherzhafte Laune ihr Gespräch. Wenn es auch Greise giebt, welche den frühern Jahren die Munterkeit abgeborgt zu haben scheinen, so findet man sie doch selten. Der kalte Winter hat die Lebensblüthe abgestreift; Unbehaglichkeit, Mißmuth und Widerwärtigkeiten verbreiten sich um ihn her. Sind sie nicht zänkisch und

*) Man unterscheidet launigt, launisch und läunisch; der erste versetzt sich willkührlich in eine gute Laune; der zweyte hat verdrüßige Laune; der dritte geht unwillkührlich bald in diese bald in jene Laune über.

und bösartig, so kann man ihnen doch nicht bald etwas recht machen. Sie haben sich einmal an eine pedantische Ordnung gewöhnt, deren Regel nicht jeder, so wie sie, im Kopfe hat; und daher kann es kommen, daß man ihnen leicht wider den Kopf stößt; etwa einen Stuhl im Zimmer nicht an den gehörigen Ort stellt, zur bestimmten Zeit nicht speißt, oder etwas Anders unterläßt, welches sie an diesem Orte, oder zu dieser Zeit haben wollen, daß es geschehe. Sie werden bald ungeduldig. Zur Geduld wird nämlich erfordert eine starke Disposition des Körpers, ein gewisser Grad von Fröhlichkeit, verbunden mit der Neigung, immer das Beste zu hoffen — lauter Eigenschaften, welche die Greise nicht besitzen. Dazu kömmt noch, daß sie der Gegenstände, über die sie ungeduldig werden, nicht leicht abhelfen können; denn Niemand wird so bald über eine Sache ungeduldig, der er leicht abzuhelfen im Stande ist.

Neuigkeitsliebe ist ein eben so hervorstechender Zug alter Leute, als wie die Abneigung derselben gegen das Neue. Beyde Züge widersprechen einander nicht; sondern liegen im

Cha-

Charakter des Alters nachbarlich beysammen. Der Greis vergißt oft die Leiden seines Körpers, manche Widerwärtigkeiten und empfindliche Uebel, wenn seine Neugierde befriedigt wird. Daher sein häufiges Nachfragen nach Ereignissen des Tages; daher sein unermüdetes Ausforschen derjenigen, von denen er etwas zu erfahren hoffet. Nicht nur in politischen, sondern auch in häußlichen Verhältnissen und Begebenheiten will er unterrichtet seyn. Daher wissen manche Alten von dem, was sich in ihrer Stadt, in ihrem Dorfe, und bey ihren Nachbarn zugetragen hat, öfters weit mehr, als was in ihrem eigenen Hauswesen vorgeht. Ueberhaupt alles Neue reizt die Aufmerksamkeit; ein Blick ist nicht hinlänglich, es zu erkennen; man muß nothwendig bey der Sache verweilen, einen Theil nach dem andern betrachten, und der dem menschlichen Geiste angebohrne Trieb, Sachen, von denen wir einmal etwas gesehen haben, ganz zu sehen, und das Wohlgefallen Eindrücke zu fühlen, die wir noch nie, oder selten gefühlt haben, erweckt bey solchen Gelegenheiten ein Bestreben der Vorstellungskraft, wodurch der neue Gegenstand interessant wird. Bey der

Neug-

Neuigkeitsliebe der Alten kömmt noch mehr hinzu. Diese sind bey dem Mangel einer lebhaften Einbildungskraft, welche sonst den reichhaltigsten Stoff zu geistigen Beschäftigungen liefern kann, genöthigt, ihren Stoff sonst woher zu holen. Dazu sind die Neuigkeiten des Tages, theils wegen ihrer Frequenz, theils wegen der lebhaften Eindrücke, die sie machen, die schicklichsten Gegenstände. Die Thätigkeit des Körpers ist bei den Greisen ohnehin die geringste; ihr Geist hat also auch in Bezug auf diese wenig mehr zu denken; sie würden also die größte Langeweile haben, wenn ihre Seele nicht von Neuigkeiten, die sich außer ihnen zugetragen, gereizt würde.

Die Alten sind ferner gewöhnt, das Gegenwärtige immer mit dem Vergangenen zu vergleichen; Neuigkeiten des Tages sind ihnen also eben so viele Gelegenheiten, wo sie räsonniren, urtheilen und Vergleiche anstellen können, mit dem, was sie schon wissen und erlebt haben. Sie werden bey dieser Gelegenheit öfters an alte, ähnliche Scenen erinnert, welches ihnen immer viele Freude verursacht. Die Zukunft ist es, woran sie meistens denken, für

die

die sie immer gespannt sind; sie sind immer in Erwartung. Natürlich muß einem erwartenden, gespannten Gemüthe, alles höchst wichtig seyn, was sich eben zugetragen. Die Befriedigung der Neugierde nährt endlich auch die Liebe zum Leben, welche bey den Alten so stark ist. Man sagt: denken und thun, heißt leben; viel denken und thun, heißt lange leben. Die Alten suchen den Rest ihres Lebens mit neuen Gegenständen auszufüllen, und durch Sammlung neuer Begebenheiten wenigstens idealisch auszudehnen.

Wie die Alten das Neue gern von Andern hören, so sind sie auch sehr begierig, ihnen zu erzählen, was sie wissen; Die Alten sind meistens g e s c h w ä t z i g e Leute. Mit weitschweifiger Redseligkeit halten sie uns hin, und verursachen nicht selten die größte Langeweile; da sie ihren Gesprächen nie ein Ende zu geben wissen, oder gar eine und dieselbe Sache wohl zehnmal erzählen. Es scheint, als wenn die Alten dadurch die Vorstellungen, welche sie schon längstens gesammelt haben, wieder in sich erneuern wollten, um dadurch gewissermaßen ihre Neugierde selbst zu befriedigen, oder die

Lan

Langeweile zu vertreiben, die für sie so drückend ist. Die Geschwätzigkeit ist hauptsächlich den alten Weibern eigen. Man sieht es ihnen an, wenn sie etwas auf dem Herzen haben, das sie gerne sagen möchten; wie sie ängstlich herumgehen, bis sie jemand finden, dem sie ihre Nachricht heiß mittheilen können. Dieser Zug ist den alten Weibern so sehr eigen, daß man von dem Menschen, der zu viel und unzusammenhängend spricht, in einem Sprüchworte sagt: „er spricht wie ein altes Weib."

Ein Hauptfehler, dessen man das Alter beschuldigt, ist übertriebene Sparsamkeit und Geiz *). Die Liebe zum Gelde ist die ge-

*) Hobbes hält dafür, daß der Geiz keine charakteristische Eigenschaft des Alters sey. Viele Greise, sagt er, sammeln freylich Reichthümer, die sie nicht gebrauchen werden; aber das thun sie nicht ex ingenio senili, sondern ex Studio perpetuo. Schon zuvor, ehe sie alt wurden, hatten sie diese Neigung, und sie hängen derselben nach, um zu erfahren, wie weit sie es durch Fleiß und Klugheit in Erwerbung der Reichthümer bringen können, um hernach nicht den Reichthum, sondern nur die Selbstzufriedenheit über die dabey angewandten Mittel zu genießen. — Dieses ist zwar ein möglicher, aber doch nicht der gewöhnliche Fall.

gewöhnliche Leidenschaft, welche an die Stelle tritt, wenn diejenigen, die auf Genuß gehen, durch irgend eine Ursache sind unterdrückt worden. Da der Greis die Empfänglichkeit für Freude an so vielen Gegenständen der Natur, des häuslichen Lebens, des Umgangs mit Andern, der Gesellschaft, entbehren muß: so hält er sich bloß ans Geld, woran er Ersatz für den Verlust dieser Dinge findet. Diese Leidenschaft ist auch oft eine Folge von Furcht vor der Zukunft. Die Alten befürchten nämlich in den spätesten Jahren ihres Lebens noch Noth leiden, und dadurch ihr Leben verkürzen zu müssen. Das Gefühl ihrer Schwäche, wodurch sie nichts mehr erwerben können, und das Mistrauen auf Menschen, die ihnen ihre Unterstützung versagen möchten, bringt sie zu dieser Furcht. Selbst schon das Bitten bey Andern um Unterstützung, dem sie zur Zeit der Noth ausgesetzt wären, ist ihnen zu lästig — zu sehr herabwürdigend; weßwegen sie es eben so, wie Simonides, für rathsamer halten, nach ihrem Tode Reichthümer zu hinterlassen, als im Leben bey ihren Freunden zu betteln. Wie wenig anreitzende Gelegenheit haben endlich die

Alten, von ihrem Vermögen Gebrauch zu machen? Ihre Gefühle sind abgestumpft, die Welt und die meisten Leidenschaften sind von ihnen gewichen, und der Genuß rauschender Freuden und Vergnügungen, die einen Aufwand forderten, haben für sie nichts Anziehendes mehr. Zum Wohlthun reizt vorzüglich der Umgang mit Menschen, und die Bekanntschaft mit dem Leiden und Elende, dem diese ausgesetzt sind. Die Alten aber führen meistens ein stilles, ein einsames Leben; sie ziehen sich zurück, und haben nur mit sehr wenigen Menschen Umgang.

Glücklich derjenige, welcher mit weiser Standhaftigkeit, mit einem reichlichen Schatze von Verdiensten um die Tugend und Menschheit, alt und zufrieden von dieser Erde scheidet!

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er, und sieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Verachtet und verehret,
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr,
Erbauet und zerstöret

Und quält sich immerdar u. s. w.
Und alles dieses währet,
Wenns hoch kömmt, achtzig Jahr;
Dann legt er sich zu seinen Brüdern nieder
Und er kömmt — nimmer wieder.

VI.

Charakteristik der Geschlechter.

A. Charakteristik des weiblichen Geschlechtes.

Bey der Charakteristik der Geschlechter machen wir den Anfang mit Charakterisirung des **Weibes**. Diesen Vorzug scheint es zu verdienen, nicht nur wegen des convenzionellen Ranges, den man ihm allgemein zugesteht; sondern auch wegen seiner natürlichen Reitze, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. In der Natur des Weibes liegt ein so reicher mannichfaltiger Schatz von Einrichtungen, in der Verbindung und Wirksamkeit seiner Kräfte so viel ausgezeichnete Kunst und Grazie, daß man es mit dem Namen: das **schöne Geschlecht**,

schlecht, bezeichnet. Indessen fehlte es von jeher auch nicht an Feinden, die diesem Geschlechte Vorwürfe machten, über seine natürlichen Schwächen sich belustigten, und es unter seine Würde herabsetzten. Ein Brandel zählte es unter die vier allgemein verhaßten Menschenarten, unter die Marktschreyer, Schmeichler, und Desserteurs; und Beverland fand in ihm die beständige Niederlage von Bosheit, die Quelle des Irrthums, Betrugs, und aller Ungerechtigkeiten.

Jedes Geschlecht, jeder Stand, jedes Alter hat seine Schwächen, wie seine guten Eigenschaften; dieß läßt sich ersehen aus der Charakteristik derselben. So wird es sich auch nur aus der Darstellung des weiblichen Charakters erkennen lassen, welche Fehler und Schwächen, welche guten Eigenschaften und Vorzüge, dem weiblichen Geschlechte zukommen.

Da das weibliche Geschlecht einen viel zärtern Körperbau, merklich feinere Sinnenwerkzeuge besitzt, als der Mann, so ist es auch lebhafterer Empfindungen fähig, als dieser. In seinem bildsamen Baue, in seinem sprechenden Gesichte, in dem sanft wechselnden

Mienenspiele mahlt sich diese Empfindungsweise ab mit den Zügen freywilliger Leichtigkeit.

Auch feine, nicht sehr auffallende Merkmale der Gegenstände, feine und schwache Eindrücke derselben, machen auf das Empfindungsvermögen des Weibes eine hinlängliche Wirkung. Wenn die Eindrücke eines Gegenstandes das männliche Organ gleichsam nur vorbeystreichen, so rühren sie das weibliche mächtig. Das Weib empfindet schnell, es wird kein anhaltender Eindruck erfordert, wenn es von einem Gegenstande gerührt werden soll. So lebhaft, so leicht erregbar die Empfindungen des Weibes sind, so geschwind vergehen sie aber auch wieder. Die Lebhaftigkeit der Empfindungen steht nämlich mit der Dauerhaftigkeit derselben in umgekehrten Verhältnisse.

Das Weib hat nicht weniger Geistesanlagen als der Mann. Es kann sich Wissenschaften, Gelehrsamkeit und alle Talente erwerben, die sich durch Mühe und Arbeit erwerben lassen. Man hat genug Beyspiele von gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Frauenzimmern. Nur die Beschränktheit und Einseitigkeit, die bey ihrer Erziehung zur Mode geworden, hat

Man-

Manche zu dem irrigen Wahne gebracht; daß das weibliche Geschlecht weiter kein Recht, und keine Fähigkeit hätte, gelehrt zu werden. *) Wirklich ist auch die Gelehrsamkeit keine Sache der Weiber, wenn man ihren Beruf, d. h. denjenigen Theil des in der Menschheit zu realisirenden Vernunftzwecks, dessen Beförderung sie auf sich zu nehmen haben, betrachtet. Kenntniß der zunächst liegenden Gründe, Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe; Gewandtheit, in

*) Entdeckungen können die Weiber nicht machen. Aber populäre Schriften für Weiber, Schriften über die weibliche Erziehung, Sittenlehren für das weibliche Geschlecht, als solches, können die Weiber am zweckmäßigsten schreiben; theils, weil sie ihr Geschlecht besser kennen, als es je ein Mann kennen wird, indem sie selbst zu diesem Geschlechte gehörten; es versteht sich, wenn sie zugleich Kraft genug haben, sich zum Theil über dasselbe zu erheben; theils, weil sie bey demselben der Regel nach, am leichtesten Eingang finden. Selbst der gebildete Mann kann aus dergleichen Schriften seine Kenntniß des weiblichen Charakters gar sehr vermehren. Es versteht sich, daß die Verfasserin dann auch als Weib schreiben, und in ihrer Schrift, als Weib, nicht als ein übel verkleideter Mann erscheinen wollen müßte. S. Grundlage des Naturrechts von G. Fichte S. 225.

in jedem Falle, die vorkommenden Gegenstände im gemeinen Leben, besonders in Gesellschaften, geschwind zu unterscheiden; das Schickliche, Gute und Zweckmäßige richtig zu erkennen und anzugeben, das ist der wahrhaft schöne Weiber-Verstand.

Das Denken, die anstrengenden Geschäfte der Speculazion, sind nicht Sache des Weibes. Schon durch seine Weiblichkeit ist es vorzüglich praktisch und nicht speculativ. Dem Weibe ist ein natürliches Unterscheidungsgefühl eigen, das es für das Wahre, Gute, Schöne und Zweckmäßige hat. Das bloße Gefühl kann zwar nicht urtheilen, nicht unterscheiden; das ist unmöglich: aber es kann doch, nach einer besondern Beschaffenheit, mehr oder weniger zu einem richtigen Urtheile bestimmen, oder Veranlassung geben. Von den Eindrücken der Gegenstände bekömmt das Weib die Gefühle so, daß es durch dieselben, ohne deutliche Einsicht in die Gründe seines Urtheils, leicht beurtheilen kann: ob etwas wahr, gut, und schicklich sey, oder nicht. Das Gefühl ist gleichsam sein unsichtbarer Schutzengel, von dem es zum Ziele der Wahrheit, bald, und vielleicht viel

eher,

eher, als durch die Speculazion, geleitet wird. Alle seine Begriffe und Grundsätze gründen sich auf dieses Gefühl, und nicht auf durchdachte, in die schneidende Form des Verstandes gepreßte Urtheile. Auf sein Gefühlsystem gründet es seine ganze Vernünftigkeit, und alle seine Urtheile über Gegenstände sind darauf berechnet. Das Denken hält es daher für sich nicht nothwendig. Wo das Fühlen zureicht, ist das Denken entbehrlich. — Ferner: das weibliche Geschlecht hat ein sehr warmes, lebhaftes Empfindungsvermögen. Schon diese Eigenschaft ist dem Geschäfte des Denkens und Speculirens ungünstig und hinderlich. Wer viel und lebhaft empfindet, behält wenig Zeit und Kraft zum Denken. Zum Denken wird ein ruhiger, überlegender Zustand der Seele erfordert; ein Aufmerken auf die Beschaffenheit des Gegenstandes, und nicht auf den dadurch bewirkten Gemüthszustand; ein Festhalten der einzelnen Theile desselben, und eine Vergleichung und Verbindung derselben. Die Seele des Weibes ist dazu nicht aufgelegt; sie giebt den ersten, besten Eindrücken nach, läßt sich von den Gefühlen und Eingebungen der Phantasie leiten,

wird

wird von einem Gefühle zum andern fortgetrieben, und ist sohin nicht fähig, bey einer Vorstellung lange zu verweilen. Nur langsam und bedächtlich schreitet der Verstand fort im Denken, zerlegt mühsam das Ganze in seine Theile, betrachtet diese einzeln, und kömmt nur spät, oft erst durch viele Irrwege, zum Ziele der Wahrheit. Das Mühsame, Anstrengende, liebt das Weib nicht. Es hält es lieber mit dem innern, behaglichen Gefühle, zu glauben, als damit sich mühsame Ueberzeugung zu verschaffen.

Endlich: Die Geschäfte, wozu das Weib von Natur und Erziehung angewiesen ist, geben ihm keine dringende Veranlassung zum Nachdenken. Die Geschäfte der Hauswirthin lassen sich durch bloße Uebung, und beynahe ohne alles Nachdenken, erlernen, und werden auch auf diese Art erlernt. Wenn auch in seinem Geschäftskreise Veranlassungen zum Nachdenken vorkommen, so benutzt es dieselben selten. Was es einmal gelernt, dabey bleibt es gewöhnlich stehen, und die Regeln, die es sich eigen gemacht hat, verläßt es selten. Und wenn es sie ändert, so ändert sie selbe nie durch Nachdenken, sondern höchstens nur durch Nachahmung.

mung. Das Weib ist nicht zu öffentlichen Aemtern bestimmt; es wird nicht zur Verwaltung dessen gezogen, was es nicht verwalten soll; es wird nicht auf Universitäten geschickt, und erhält keine systematische Bildung in Wissenschaften; weil es dieselben nicht braucht. Der Erwerb der Kenntnisse beym Weibe richtet sich nach der Brauchbarkeit derselben für das Hauswesen, für die häuslichen Geschäfte. Es kann sich begnügen mit den Resultaten der Geistescultur, und diese erhält es im Umgange mit Männern. Seine Lage und seine Gesellschaft mit diesen erspart ihm also die Mühe, die Resultate selbst zu finden, die sich oft nur mit vieler Mühe heraus arbeiten lassen. Nach dieser Ansicht richtet man sich auch allgemein in der Forderung, die man an dasselbe macht, und in der Beurtheilung, die man über seinen Werth anstellt. Der Mann macht in Betreff der Kenntnisse keine weitere Forderung an selbiges, als daß es besitze, was zu seinem Berufe gehört, und was die Form der Kenntnisse betrifft: so scheint es, daß es nur so viel Ausbildung bedürfe, damit es alles, was es thut, mit Anmuth und Schönheit verrichte. Auf diese Art können die

Wei-

Weiber ihre Bestimmung, die Pflichten ihres Standes und Berufes erfüllen, ohne daß man sie zu Speculazionen anhält. Es glückte auch nie, wenn man versucht hat, sie zu Denkerinnen zu bilden. Dadurch entstand immer eine Disharmonie in ihrer Seele, welche eine Quelle vieler Fehler und Schwächen wurde.

Wie wenig man behaupten kann, daß das weibliche Geschlecht an Geistestalenten dem männlichen nachstehe, so gewiß ist es doch, daß es seinen Geist früher ausbildet, als wie dieses. In der That scheint das weibliche Geschlecht in der zeitigen Reifung des Verstandes dem männlichen den Vorzug abzugewinnen. Das Weib bemerkt die Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge viel leichter und begieriger; sein Gedächtniß bewahrt die Kenntnisse viel besser auf; seine Seele vergleicht viel geschwinder, und zieht mit einer größern Fertigkeit allgemeine Begriffe aus seinen Wahrnehmungen, als der Mann. Man höre nur ein Mädchen von vierzehn Jahren, und einem Knaben von dem nämlichen Alter, über einen und denselben Gegenstand urtheilen. Welche Verschiedenheit findet man nicht in ihren Urtheilen? Wie fer-

tig,

tig, fein, leicht und schicklich wird das Urtheil des Mädchens; wie steif, langsam, und vielleicht mit einem größern Gepräge pedantischer Schulgelehrsamkeit ausstaffirt, wird das Urtheil des Knabens ausfallen? Am deutlichsten zeigt sich dieser Unterschied, wenn der Gegenstand, worüber geurtheilt wird, aus dem gemeinen, gesellschaftlichen Leben genommen ist. — Mit der Geschwindigkeit der geistigen Bildung des Weibes in der Jugend, steht aber die in seinen spätern Jahren in keinem ebenmäßigen Verhältnisse. Was das Weib in seiner Jugend einmal für Kenntnisse erworben hat, dabey bleibt es gewöhnlich im spätern Alter stehen. Vielleicht fühlt es keine Nothwendigkeit mehr, weiter zu gehen; da es nun zu häuslichen Geschäften, wozu es bestimmt ist, hinlängliche Geschicklichkeit besitzt. Indessen geht es nicht an, ein allgemeines Ziel im weiblichen Leben festzusetzen, wo die weitere Ausbildung beendigt wäre; denn die Vervollkommnungs-Fähigkeit des menschlichen Geistes geht ins Unendliche. Büffon macht das Loos des weiblichen Geschlechts wahrhaft sehr traurig; da er dessen Geistesbildung nur bis ins zwanzigste Jahr gehen

hen läßt, und Rousseau denkt von ihm sehr ungünstig, wenn er behauptet: daß ein Frauenzimmer in seiner Geistesbildung nie mehr als ein großes Kind werde.

Die Einbildungskraft, mit ihrer Schwester Phantasie, zeigt sich in der Seele des Weibes in vorzüglichem Grade wirksam. Der gute Genius legte sie in dessen Seele, um damit das zu wirken, was es nicht durch Vernunft vermag. Wenn scharfe Organe, feine, lebhafte Empfindungen, und ein besonderer Hang zur feinern Sinnlichkeit *), in einem Subjecte die Einbildungskraft erhöhen, so trifft dies gewiß beym Weibe zu. Dieses besitzt eine glückliche Organisazion, scharfe Sinne, und ein lebhaftes Empfindungsvermögen. Es läßt sich von dem angenehmen Hange leiten, sich den sinnlichen Eindrücken und Gefühlen mit Geschmack und gewisser Ueberlegung zu überlassen, um jedes Reizbare, jedes Schöne darin zu

*) Ich sage „feinere Sinnlichkeit," um sie von der gröbern zu unterscheiden. Jene besteht in dem Hange, sich den sinnlichen Eindrücken mit Geschmack zu überlassen; diese aber, bloß thierische, von allem geistigen Wesen entblößte, nur den Körper reizende, Empfindungen zu genießen.

zu bemerken. Das Einzelne in jeder Vorstellung aufzusuchen, es abzusondern, und zur Deutlichkeit zu erheben, dazu hat das Weib weder Hang noch Geschicklichkeit; und eben dieser Mangel des Untersuchungsgeistes macht, daß die Einbildungskraft um so wirksamer ist. Daher wirken die Vorstellungen und Bilder der Einbildungskraft sehr stark auf die Frauenzimmer, und ihre Begriffe sind der Täuschung und Verfälschung weit mehr ausgesetzt, als die der Männer.

Eine lebhafte Einbildungskraft ist die Grundlage des Witzes. Aus dieser Ursache wohnt in der weiblichen Seele auch die Anlage zum Witze. Man hat Weiber gekannt, die es in diesem Talente sehr weit gebracht hatten. Witz und Einbildungskraft bestimmen auch gewöhnlich den Gehalt der Geistesäußerungen von denjenigen Weibern, die sich in dem Reiche der Gelehrsamkeit ausgezeichnet haben. Wir haben Weiber gehabt, die in der sanftern Dichtkunst, in Romanen, berühmt wurden — aber Philosophinnen, oder Erfinderinnen neuer Theorien in der Mathematik, haben wir nie gehabt.

Wir sind gewohnt, von den Frauenzimmern ein lebhaftes Gefühl für das Gute und Schöne zu fordern. Wirklich zeigt auch das weibliche Geschlecht in seiner ganzen Art zu denken und zu empfinden, daß es die Reitze des Wahren und Schönen empfinde. Es hat ein richtiges Gefühl für Ordnung, Schönheit und Uebereinstimmung. Mit warmer Liebe umfaßt es alles, was mit den Regeln der Schönheit, Wohlanständigkeit und Schicklichkeit übereinstimmt; so wie es alles verachtet, was denselben zuwider ist. Es eckelt ihm vor dem Schlechten, Unordentlichen und Häßlichen, und wird mit Abscheu erfüllt gegen alles Gezwungene, Spitzfindige und Unnatürliche, so wohl in Gedanken, als in Handlungen. Für Religion, für das, was edel, was schönes in der Schöpfung, was prächtiges in der Natur ist, interessirt es sich immer lebhaft. Dieser gute Geschmack, dieser feine Tact, den das Weib hat, macht es geschickt, daß es so viel Gutes zur Bildung des Mannes beytragen kann.

Die Natur hat dem Weibe das Vorrecht gegeben, wärmer und lebhafter zu fühlen, als der Mann. Unter dem leisesten Hau-

che

che des Affects neigt sich seine zarte Fiber, und empfängt jeden Eindruck schnell, tief und innig. Dem Weibe lächelt so manche Freude, wo der Mann kalt und gefühllos bleibt; aber auch manches Leiden trübt seine Seele, wo diese gar nicht gerührt wird. Sein Herz ist weich, rührsam und zärtlich. Von den Freuden und Leiden anderer wird es leicht afficirt, es nimmt warmen Antheil daran; sucht jene zu erhöhen, diese aber zu tilgen. Aber auch schnell wechseln die Gefühle der Freuden und des Leidens, der Lust und der Unlust in seiner Seele; und sein Loos würde unglücklich seyn, wenn seine lebhaften Gefühle lange Zeit bey ihm fortdauerten. — Wie seine Gefühle lebhaft sind, so sind es gewöhnlich auch seine Begierden. Alles, was das Gefühl und die Einbildungskraft erhöhet, erhöhet auch die Stärke der Begierden. Da aber das Weib sich mehr ans Fühlen, als Nachdenken hält, so hat es mehr Affecte, als Leidenschaften; mehr vorübergehende als andauernde Gemüthsbewegungen.

Die meisten Weiber haben abwechselnde L a u n e, und sind nicht zu allen Zeiten gleich gestimmt. Die Ursache hiervon liegt in ihren

reitzbaren Nerven, die leicht zu allerley Gemüthsbewegungen in Schwingung zu bringen sind, und in ihren schwächern Körperbau, der manchen unbehaglichen Gefühlen ausgesetzt ist, von denen sie oft unvermuthet beschlichen werden. Die Laune, die sie haben, wird bestimmt durch ein unbestimmtes Gefühl des Angenehmen, oder Unangenehmen, welches so herrschend wird, daß alle Vorstellungen und Aeußerungen der Seele davon angesteckt werden. Darauf beruht die Veränderlichkeit, die man ihnen vorwirft. *) Sie sind leicht bestimmbar, richten sich nach den Objecten, von denen sie afficirt werden, und können leicht jede Form, jede Gestalt annehmen, die ihnen aufgedrungen wird, so lange nicht viel Nachdenken, und keine sonderliche Geistesanstrengung dazu nothwendig ist. Es ist etwas reitzendes für sie, das Neue, besonders wenn es Mode ist, nachzumachen. Sie sind geschickt von einer Beschäftigung zur andern

---

*) Quid levius fumo? flamen; quid flamine? ventus.
Quid vento? mulier; quid muliere? nihil.
Theophilact.

dern überzugehn, einem Gebrauch mit dem andern zu vertauschen, und jede wahre, oder anscheinende Verbesserung, die sich ihnen darbietet, zu ergreifen. Daher läßt es sich erklären, warum alle Neuerungen im Guten, wie im Schlimmen, ihren größten Erfolg dem schönen Geschlechte verdanken. Eine gewisse Art von Leichtsinn, welchen die Natur ihnen absichtlich ertheilt zu haben scheint, daß sie tausend Dinge nicht für so schlimm anzusehen, als sie sind, befördert diese Veränderlichkeit um vieles. In nichts aber sind sie veränderlicher, als in Sachen des Vergnügens und in Kleinigkeiten; so wie sie nirgends ängstiger sind, als bey unbedeutenden Dingen, ob schon sie es durch spielende Großmuth in wichtigen Dingen manchmal wieder gleich machen. In der That sind die Weiber bey wirklichen Leiden, bey großen, weitumfassenden Schicksalen des Unglücks, nicht so verlegen und geängstigt, als der Mann. *) Sie sind duldender und gelassener; vielleicht weil

*) Die Geschichte hat dieß gezeigt bey den Französinnen zur Zeit der Revoluzion. Die französischen Frauenzimmer haben wirklich in den Stürmen dieser Zeit mehr Muth, mehr Anhänglich-

weil sie, wegen ihrer natürlichen Abgeneigtheit zum Denken und Durchforschen, die Größe des Uebels nicht nach seinem ganzen Umfange kennen lernen, oder sich auf die Stärke des Mannes, mit der er Leiden erträgt und abwendet, verläßt; wozu endlich auch noch die Geschmeidigkeit ihres Charakters kommen kann, wodurch sie sich leicht in jede Veränderung, in jeden Vorfall, der ihnen begegnet, finden können.

Eine Hauptleidenschaft der Weiber ist Neugier. Dieser Trieb geht von der Begierde aus, in sich einen fortdauernden Wechsel von Vorstellungen zu erhalten, und wächst mit den Graden der Lebhaftigkeit des Geistes, und mit dem Unvermögen desselben, seinen Stoff geistiger Thätigkeit aus sich selbst zu schöpfen. Es ist auffallend, wie weit oft Vorwitz und Neugier bey den Weibern geht. Auch die gefühlvollsten See-

---

keit an ihre Pflichten, mehr Beständigkeit in ihren Empfindungen gezeigt, als die Männer. Sie haben den Muth der Männer aufrecht erhalten, denen es vielleicht ohne sie daran gefehlt hätte. Das Unglück dieser haben sie dadurch gemildert, und haben ihnen im Unglücke eben so viele Tugenden an den Tag gelegt, als sie sonst zur Zeit des Glückes Reitze zeigten.

Seelen unter ihnen empfinden zuweilen eine unbezwingliche Lust, schreckliche Scenen, Execuzionen, Operazionen, Wunden und dergleichen anzuschauen, jämmerliche Mordgeschichten zu hören. Ein Mann würde vielleicht mit dem größten Widerwillen dagegen erfüllt werden. Daher kommt es auch, daß ihre Seele am lebhaftesten von solchen Romanen und Schauspielen gerührt wird, in welchen abentheuerliche Dinge, unerwartete, frappante Begebenheiten in Menge, und Greuel auf Greuel angehäuft sind. Das Bunte, Glänzende, Rasche, Kühne und Originelle, gefällt ihnen in der großen Reihe neuer Begebenheiten immer am meisten; weil ihre Seele dadurch auf eine überraschende Art gespannt und beschäftigt wird. Mit der Neugier hängt die Geschwätzigkeit der Weiber zusammen. Ueberhaupt, je lebhafter die Einbildungskraft und die Vorstellungen sind; desto mühsamer ist es, das, was man weiß und empfindet, in sich zu verschließen, und Andern nicht mitzutheilen. Was die Weiber Neues wissen, können sie selten verschweigen; und sogar Geheimnisse, die man ihnen anvertrauet, sind bey ihnen nicht verwahret.

Die Gabe, sich zu verstellen, besitzt das Weib in einem viel höhern Grade, als der Mann. Die Geschmeidigkeit seiner Gemüthsart, vermöge welcher es sich in allerhand vorkommende Lagen leicht zu schicken weiß, das mannichfaltige, geschmeidige Mienenspiel, welches es zeigt, machen es dazu geschickt; seine Schwäche aber, die es fühlt, das lebhafte Gefühlsvermögen, wodurch es zu Zeiten in überraschende, und in Verlegenheit setzende Lagen kömmt, die Geneigtheit endlich, zu scherzen und zu tändeln, machen es auch geneigt dazu. Die Verstellung des Weibes will entweder eine Sache, die wirklich ist, als nicht existirend, oder eine Sache, die nicht wirklich ist, als existirend ausgeben. Die Verstellungskunst ist so allgemein bey diesem Geschlechte, daß zuweilen selbst Frauenzimmer von weniger feinen Verstandeskräften, doch eine besondere Fertigkeit in dieser Kunst besitzen. Jünglinge, die bey ihnen um Liebe werben, mögen, um nicht getäuscht zu werden, auf diesen Punct Rücksicht nehmen. Sie müssen wissen, daß den Frauenzimmern derjenige, dem sie mit merklicher Kälte begegnen, nicht immer gleichgültig sey, noch daß sie

sich

sich vorzüglich für den im Herzen interessirten, mit dem sie im öffentlichen, vertraulichen Umgang pflegen. Oft thun sie dieß gerade in der Absicht, um ihr Spiel zu verbergen, wenn es nicht etwa bloß Neckerey, oder Wirkung ihrer Launen, ihres Eigensinnes ist.

Eitelkeit spielt die wichtigste Rolle im weiblichen Charakter. Sie besteht in der Begierde, bald durch wirkliche Vorzüge, bald durch bloße Kleinigkeiten, sich geltend zu machen. Gewiß giebt es beym schönen Geschlechte wenige Handlungen, die sich nicht auf diese Leidenschaft bezögen! Wie wenig der Mensch ohne Speisen leben kann, so wenig wird das Weib ohne Eitelkeit existiren können. Wenn die Weiber der Wilden ihren Körper mit verschiedenen Farben mahlen, ihre Ohren und Nasen mit Muscheln und Goldstücken behängen, und dieß sogar auf die schmerzhafteste Weise thun; so ist dies ein Beweis ihrer Eitelkeit eben so gut, als wie die Sucht unserer Damen nach den schönsten Kleider-Moden. Die Gegenstände, welche sie als Mittel gebrauchen, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, sind Schönheit, Pracht, Geschmack u. s. w. Ein eitles Weib will im-

mer schön und liebenswürdig erscheinen, durch seinen Körper, durch seine Kleider, durch seinen Gang und seine äußerlichen Manieren. Die Schmeicheleyen, welche die Männer an sie am Morgen und Mittage ihres Lebens verschwenden, sehen sie vom größten Werthe an, wenn sie ihrer Schönheit gelten. Gieriger trinkt vielleicht die trockene Erde den Regen nicht, als sie die Schmeicheleyen von andern anhören. Mit dem Putze treiben sie die größten Unfugen. Die Auswahl desselben bestimmen sie nach der herrschenden Mode. Man vergleicht sie mit Vögeln, nach der Veränderung, wie sie ihre Kleider wechseln: im Hause, sagt man, sind sie Staaren, auf Promenaden und in Gesellschaften Pfauen. Vielleicht bedarf manche Gestalt des Putzes; da soll nun die Kunst das ersetzen, was die Natur versagt hat, so wie etwa Juno schöner gekleidet ist, als Venus, und wie es jener Mahler machte, welcher der Helena, die er nicht schön mahlen konnte, dafür prächtige Kleider gab.

Auf die Eitelkeit gründet sich hauptsächlich der so gewöhnliche Fehler der Frauenzimmer; nämlich die Medisance. Die Frauenzimmer

mer medisiren meistens aus Eitelkeit. Medisiren sie gegen Männer, so geschieht es bald, weil sie glauben, die Männer wären ihrentwegen da, und der Rechtsspruch über die Moralität derselben, stehe ihnen zu; bald aus Rache gegen die Beleidigung über versagte Huldigung, oder geäußerte Gleichgültigkeit, wo nicht gegen ihr ganzes Geschlecht, doch wenigstens gegen ihre Person; bald um sich eine Ueberlegenheit über dasjenige Geschlecht zu geben, dem es die Natur untergeordnet hat. Medisiren sie gegen Personen ihres Geschlechts; so liegt gewöhnlich zu Grund die Leidenschaft des Neides, den sie über deren Schönheit, Reitze, Vermögen und Anbeter haben. Daher lassen sie auch häßliche und unangesehene Personen ihres Geschlechts ungeschoren, und nur die schönern und geschätztern werden von ihnen so übel behandelt.

Mit der Eitelkeit hängt auch zusammen die frequente Erscheinung bey eitlen Weibern, daß sie das Alter außerordentlich fürchten, und sich immer jünger machen wollen, als sie wirklich sind. Majestät und Ansehen gebieten nur über äußere Dinge; Schönheit und Reitze aber herrschen über die Seele, und führen jedes liebens-

wür-

würdige Weib zu tausend geheimen Triumphen. Im Alter ist es um diese Freuden geschehen. Je mehr sich das Weib dem Alter nähert, desto mehr werden diese Freuden verringert. Sie sind da entblößt von Reitzen, und, wenn sie in ihrer Jugend durch Eitelkeit sich auszeichneten, so kann in dieser Zeit ihr Daseyn weder Männer noch sie selbst interessiren. Alle rauschenden Vergnügungen fallen da weg, und überhaupt verliert sich der Geschmack an ihnen; ihre Freunde sind ihnen entrissen, und die Zeit, neue Bande zu knüpfen, ist vorüber. Und wenn sie denn, verlassen von dem, was außer ihnen ist, in sich zurückkehren, finden sie in sich nur körperliche Schwäche, Ueberdruß, und eine Fülle trauriger Bemerkungen. Daher ist das alte Weib beynahe zu einem allgemeinen Gegenstande des Gespöttes geworden, und ein altes Weib, nur genannt, erregt schon ein allgemeines Gelächter.

Ein ausgezeichneter Hang zur Liebe *), ist auch ein Grundzug im Charakter des weiblichen

*) Unter Liebe verstehe ich hier nicht die thierische, bloß sinnliche Liebe, in welcher Eigenschaft sie eine so übel verschrieene Leidenschaft ist; sondern

lichen Geschlechts. Des Weibes ganzes Wesen ist gleichsam in Liebe eingetaucht; in der Liebe findet es sein erstes, dauerhaftes Vergnügen; in ihr liegt die angenehmste Täuschung seines Lebens; zu lieben, und geliebt zu werden, ist die süßeste Wonne, der es nur fähig ist. Seine allgemeinen Verschönerungsgaben, seine gesellige Liebenswürdigkeit, die reitzende Anmuth seines Körpers, seines ganzen Wesens, scheinen

---

die edle, auf unverfälschte Bedürfnisse des Herzens gegründete, und von der Vernunft geleitete Liebe. Diese Liebe ist es, die in gebildeten Gemüthern, die edelsten Triebe der Wohlgewogenheit, der zärtlichsten Freundschaft, und einer, alles eigene Interesse vergessenden Großmuth, erzeugt. Sie scheint zwar von allen Leidenschaften diejenige zu seyn, die den Menschen am meisten hintergeht, und ihn auf die vielfältigste Weise täuschet; aber es ist doch gewiß, daß bey jungen Gemüthern von guter Anlage, eine zärtliche Liebe überaus vortheilhafte Wirkungen hervorbringen, und der ganzen Gemüthsart eine höchst vortheilhafte Wendung geben kann. Bey einem edlen Jünglinge kann durch die Liebe, die er von einem Mädchen genießt, das ganze Gemüth um einige Grade zu jedem Guten und Edlen erhöhet werden, und alle guten Eigenschaften und Gesinnungen können dadurch einen Nachdruck bekommen, den keine andere Leidenschaft ihnen würde gegeben haben.

nen wie zum Dienste der Liebe da zu seyn. Was der Mann durch seine Stärke, das vermag das Weib durch Schönheit und Liebenswürdigkeit. Es hat von der Natur seine Anmuthigkeit empfangen, um die Menschen für unschuldsvolle Freuden einzunehmen. Liebe und Schönheit sind seine Zaubermittel, wodurch es die Gemüther fesselt, und seine Herrschaft ausübt. Die Männer ertragen diesen Zwang gern, und das erklärt den Satz, den Milton sagt: die Welt liegt vor den Frauen, und es kömmt nur auf sie an, ihr eine Gestalt zu geben, welche sie wollen. — Wenn das Weib einmal liebt, so liebt es mit ganzer Seele; denn seine Gefühle und Neigungen sind warm, innig und lebhaft. Die Wärme dieser Liebe ist aber dem liebenden Jünglinge nicht immer Bürge für die Dauer derselben. Es giebt viele Weiber, die in der Liebe, wie in den meisten Dingen, sehr veränderlich sind, und ihr Auge selten auf einen Gegenstand so fest heften, daß ihnen nicht noch Blicke auf andere übrig blieben.

Das Wesen der Liebe ist mit der Einrichtung der weiblichen Natur so innig verbunden, daß sich der Geschlechtstrieb beym Weibe

ursprüng-

ursprünglich nicht anders zeigt, als unter der Gestalt der Liebe. Bloß sinnliche Lust im Weibe, hat der Geschlechtstrieb seiner ursprünglichen Einrichtung nach, nicht zum Zwecke. Das Weib giebt sich nicht hin, um in sich einen sinnlichen Trieb zu befriedigen. Der Trieb, dem zufolge es sich hingiebt, ist kein anderer, als der, den Mann zu befriedigen. Die Befriedigung eines sinnlichen Bedürfnisses im Manne, ist die ursprüngliche Tendenz des Geschlechtstriebes im Weibe. Da das Bestreben der Seele, sich um des andern willen, nicht zufolge eines Begriffes, sondern zufolge eines Naturtriebes, aufzuopfern, Liebe heißt: so ist die Aeußerung des weiblichen Geschlechtstriebes nichts anders, als Liebe, und erstreckt sich nicht weiter, als bis zur Liebe. Die Befriedigung des Mannes ist also ein Naturtrieb des Weibes. Dieß ist ein Trieb, der vom Weibe dringend seine Befriedigung erheischt; die Befriedigung desselben ist also selbst ein Bedürfniß des weiblichen Herzens. Wenn daher das Weib der Mann befriedigt, so befriedigt es damit selbst wieder ein Bedürfniß seines eigenen Herzens. Auf diese Art geht die Tendenz des weiblichen Geschlechts-

schlechtstriebes wieder in sich selbst zurück, und sein Trieb, sich dem Manne hinzugeben, erhält den Charakter der Freyheit und Thätigkeit, den er haben muß, um neben der Vernunft bestehen zu können.

Auf diese Form des weiblichen Geschlechtstriebes gründet sich die so schöne Tugend der Schamhaftigkeit. Diese ist eine so nothwendige Tugend des Weibes, daß mit ihr sehr viele Tugenden zusammenhängen. Auf die Verletzung dieser Tugend folgt auch die Verschlimmerung des größten Theils des weiblichen Charakters. Das Weib kann nicht freyen; es wäre die größte Geringschätzung seiner selbst, wenn es solches thäte. Es darf sich nicht selbst antragen; es muß gesucht werden. Eine abschlägige Antwort, die das suchende Mädchen von einem Jünglinge erhielte, müßte für dasselbe ohne Zweifel unerträglich seyn; denn sie würde doch nichts mehr heißen, als: ich mag deine erbotene Bereitwilligkeit, mein Bedürfniß zu befriedigen, nicht annehmen. Vorwürfe, die man dem Mädchen wegen ausschweifender Liebe, oder Wollust (wo man nur genießt, um zu genießen) macht, müssen seine ganze Seele erschüt-

schüttern. Selbst prostitu..te Weibspersonen, gestehen lieber, daß sie ihr schändliches Gewerb aus Gewinnsucht, als, daß sie es aus Wollust treiben. Wie bedenklich, wie schwer fällt es nicht einem betagten Weibe, oder einer alten Wittwe, einem rüstigen Jünglinge zu gestehen, daß sie ihn liebe? Und ist es nicht eine bekannte Wahrheit, daß verheyrathete Frauen durch Scherzreden und Satyren auf ihren kinderlosen Ehestand viel empfindlicher afficirt werden, als durch Scherzreden, die irgend eine andere ihrer Schwächen zum Gegenstande haben? In beyden Fällen liegt das Gefühl der Schamhaftigkeit zum Grunde. Im ersten Falle befürchtet sie durch eine solche Verbindung sich des Vorwurfs von Wollust schuldig zu machen; im zweyten in den Verdacht bey Andern zu kommen, oder darin zu seyn: daß Erzeugung der Kinder nicht die Hauptabsicht ihrer ehelichen Verbindung sey, oder daß sie sich durch vorhergegangene Ausschweifung dazu ungeschickt gemacht habe. Das Gefühl der Scham veredelt und verfeinert sich mit der Kultur des menschlichen Gefühls überhaupt. Ein gebildetes, wohlgeartetes Wesen macht den Menschen in der Liebe

im=

immer empfindsamer, edler und vernünftiger, als ein rohes und ungebildetes. Wenn auch die Weiber bey den Wilden ihre Geschlechtseigenthümlichkeiten sorgfältig bedecken, so geschieht es nicht sowohl aus Schamgefühl, als in der Absicht, um sie vor Schaden zu sichern. Von den Kalmuckinnen und Kamtschadalinnen sagt man sogar, daß sie sich mit einem ausschweifenden, wollüstigen Leben rühmen, und sich dadurch zu einer Heyrath empfehlen wollen.

Das Weib erscheint in der Ehe ganz in seinen Mann verloren; es hat aufgehört, ein Individuum zu seyn; sein Leben ist ein Theil des Lebens seines Mannes geworden. In dieser Vereinigung genießt es erst recht die Wonne seines Lebens. Das Recht zum Genusse seiner Weiblichkeit hat es bey seinem Manne niedergelegt; es hat sich ihm unterworfen. Auf diese Unterwerfung ist es stolz, und fordert von dem Manne Großmuth. *) In dem Bewußtseyn seiner

*) Die Eheverhältnisse unter rohen, ungebildeten Völkern ist ganz anders, als unter gebildeten. Die Weiber der Wilden sind nichts mehr, als die Sclavinnen ihrer Männer. In den meisten amerikanischen Stämmen ist das Weib ein Lastthier, dem der Mann jede, auch noch so schwere

seiner Schwäche und Schutzdürftigkeit, will es die Sicherheit seiner Rechte nicht auf sich nehmen; sein Mann ist der Depositar seiner Rechte, sein Vertheidiger, der an seine Stelle tritt. Auf dieses Verhältniß gründet sich auch die herrschende Gewohnheit, daß das Weib den Namen seines Mannes trägt, und daß es sich selbst nach dem Charakter benennen läßt, den sein Mann besitzt. Daher giebt es Professorinnen, Hofräthinnen, Präsidentinnen u. s. w. Das Weib beherrscht seinen Mann durch Zärtlichkeit und Liebe. Dadurch kann es oft den Mann zu der besten und edelsten Denkungsart stimmen, und

Arbeit aufbürdet. Wenn die Männer den Tag mit Müßiggehen dahinbringen, sind die Weiber zu unablässiger Arbeit verdammt. Der Willkühr derselben hingegeben, sind sie nur die Dienerinnen ihrer Wollust. Jeder Umstand erinnert die Weiber an diese Unterdrückung; sie müssen sich ihren Herrn mit Ehrfurcht nähern, dieselben als höhere Wesen ansehen, und dürfen nicht einmal in ihrer Gegenwart essen. In manchen Gegenden von Amerika fühlen die Weiber diese Sclaverey so hart, daß sie oft in einer wilden Aufwallung mütterlicher Zärtlichkeit, ihre Töchter, die eben das Licht der Welt erblickten, umbringen; um sie vor der künftigen Sclaverey der Männer zu sichern.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

und seinem ganzen Benehmen eine gewisse Feinheit und Regelmäßigkeit beybringen, die er zuvor nicht hatte. Diese Macht kennt das Weib, und man kann es gar oft hören, daß das Mädchen, wenn es einen etwas unpolirten Mann bekömmt, mit gewisser Zuversicht zu seinen Vertrauten sagt: wartet nur, ich werde ihn schon anders machen!

Das Weib ist am geschicktesten, durch seine Annehmlichkeit dem Manne zu gefallen, durch die Sorgfalt für viele kleine Bedürfnisse und Vergnügungen, durch kluge Abwendung mancher häuslichen Uebel, und durch warme Theilnahme an allen Schicksalen ihm sowohl, als der ganzen Familie, die schönsten Dienste zu leisten.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben;
Flechten der Liebe beglückendes Band.
Sicher in ihren bewahrenden Händen
Ruht, was die Männer mit Leichtsinn verschwenden,
Ruhet der Menschheit geheiligtes Pfand.

Schiller.

B. Charakteristik des männlichen Geschlechts.

Wie der Hauptzug im Charakter des Weibes Zartheit uud Schwäche; so ist es in dem des Mannes Kraft und Stärke. *) Die Gestalt des Mannes gleicht einer Zeichnung, worin die Regel der Kunstmäßigkeit durch harte Striche angedeutet ist. Der Mann kündigt sich an durch einen stärkern und größern Körperbau. Seine Nerven und Muskeln sind stärker und fester,

*) Dieser wesentliche Unterschied der Geschlechter ist auch in dem Gebrauche der Wörter, in Absicht auf ihr Geschlecht, ausgedrückt. In der deutschen Sprache z. B. ist alles, was den Begriff der Stärke, der Lebhaftigkeit, der Wirkung und der Thätigkeit enthält, von männlichen; so wie das, was man sich als sanft, zart, schwach, leidend, und angenehm denkt, von weiblichem Geschlechte ist.

fester, und zu dauerhaftern Bewegungen aufgelegt; seine Stirne verräth gesetzten Ernst, und in seinen Augen zeigt sich Raschheit und Muth zu Unternehmungen; eine Stärke des Willens und der Vorsätze.

Die eigentliche Stärke, wie man sie dem männlichen Geschlechte beylegt, besteht in dem Vermögen, Hindernisse wegzuräumen, und entgegenwirkende Kräfte zu überwinden, und dieses, wo es nöthig ist, mit aushaltender Kraft, und folglich ohne äußerste Anstrengung zu thun. Der Mann ist stark, in wiefern er nicht bloß leidend, durch erzwungene Anstrengung, bloß augenblicklich, sondern selbstthätig, durch Ueberfluß an Kräften und anhaltend, seine Kraft übt. Seine Kräfte haben es nicht bloß mit sich selbst, sondern auch mit fremden Kräften zu thun, die sich seinem Handeln entgegenstellen.

Er ist thätig, nicht, um sich nur des innern Triebes seiner Kräfte, die zum Handeln antreiben, zu entledigen; sondern er bekämpft auch noch Hindernisse, die sich ihm widersetzen.

Das Empfindungs- und Gefühlsvermögen des Mannes ist ursprünglich weder zu schwach, noch zu lebhaft. Es scheint, daß ihm jener

Mittelzustand am meisten eigen sey, in welchem es von Stumpfheit, und zu großer Reitzbarkeit der Empfindungen und Vorstellungen gleich weit entfernt ist. Nicht hart, aber auch nicht weichlich, empfindet der Mann die schwächern Eindrücke ganz, und die stärkern nicht überwiegend. Sein Empfindungsvermögen ist gleichsam ohne Härte abgehärtet, und ohne Empfindlichkeit reitzbar.

Zum Nachdenken, Speculiren und Ueberlegen ist der Mann mehr aufgelegt, als das Weib. Das Denken, der Verstand, leiten ihn mehr bey allen seinen Vorstellungen und Handlungen, als das Empfinden und das Gefühl. Jeder Gegenstand interessirt ihn um so mehr, je mehr er ihm Stoff zum Nachdenken giebt. Das Denken ist aber auch nothwendig, wo das Empfinden nicht sehr lebhaft ist. Der Verstand zerreißt die Empfindung, betrachtet den Gegenstand derselben, zerlegt ihn in seine Theile, und sucht von ihm einen deutlichen Begriff zu bekommen. So scheint eine Kraft die andere auszuschließen, und der Mangel der einen das Daseyn der andern zu begünstigen. Hierher gehören alle Wissenschaften, alle Künste,

und

und alle Geschäfte, die eine anhaltende Uebung im Denken, Abstrahiren und Schließen, einen viel umfassenden, und tief eindringenden Blick, ein ausgebreitetes Sachgedächtniß, ein reifes Urtheil, eine Phantasie und ein Herz erfordern, die unter strenger Leitung des Verstandes und der Vernunft stehen, beynahe alle ausschließend dem Manne zu. Der Mann ist Philosoph, Mathematiker, Staatsmann, Heerführer, und Schöpfer weitläufiger Composizionen der Kunst.

Der Mann hat auch tausend Veranlassungen, um thätig zu seyn, nach den Bestimmungen, die ihm sein natürlicher Beruf anweiset. Seine Bestimmung fordert ihn in das geschäftige Leben nach außen. Das tief liegende Wahre, das Schwere, Gefährliche und Anstrengende in der Natur, das Wesentlichste in der wahren Menschenbildung, sind Gegenstände, die hauptsächlich den Geist des Mannes beschäftigen. Seine Leidenschaften werden mehr gereitzt, und durch größere Objecte; wenn er sie überwindet und ruhig dabey bleibt, so muß seine Vernunft von stärkerer Art seyn. Seine Geduld und sein Muth werden auf härtere Proben gesetzt; die Hindernisse, welche ihm andere Men-

schen

schen in den Weg legen, sind mannichfaltiger, weil, so wie seine Geschäfte einen Einfluß auf viele haben, eben so viele Menschen bey seinen Unternehmungen mitwirken müssen, die also auch dieselben erschweren können.

Der Mann ist das Haupt der Ehe, der ganzen Familie; er muß als Familienvater nicht nur seine, sondern auch die Rechte seiner Gattin und seiner Kinder besorgen. Dazu wird ein größerer Einfluß, und eine entscheidendere Stimme im gemeinen Wesen erfordert, als bey der Besorgung der bloßen Rechte seines Individuums; und die Eigenschaft des Geistes, vermöge welcher man über eine Sache lange nachdenken, sie genau überlegen, und standhaft ausführen kann, ist da unentbehrlich. Diese Kraft im Ueberlegen, im Beystande, fordert das Weib mit Recht vom Manne; es hat ein lebhaftes Gefühl von seiner Schutzbedürftigkeit, und ist überzeugt, daß dieser ein Wesen seyn müsse, das fähig ist, diesen Schutz zu verleihen. Als Staatsbürger, als Beamter, als Militärperson, als Handwerker, muß der Mann vorzügliche Kraft zum Denken und Ueberlegen besitzen, und hat auch die meiste Gelegenheit, diese Kraft

in

in solchen Verhältnissen zu üben und noch mehr zu vervollkommnen.

Aus dem Gesagten läßt es sich auch einsehen, warum die Ausbildung des Mannes in den frühern Jahren langsamer geht, als die des Weibes. Wie gesagt: die Hauptäußerung der Thätigkeit beym Manne ist Denken, Uebung des Verstandes. Das Geschäft des Denkens hat einen langsamern Gang, als das des Fühlens. Dieses, wenn es lebhaft ist, bringt bald seine Wirkungen hervor; jenes aber hält sich bey einem und demselben Gegenstande länger auf, und bekömmt seine Resultate erst nach einem vorhergegangenen Prüfen. Der Mann bringt alles, was in ihm und für ihn ist, auf klare und deutliche Begriffe, und findet es nur durch Nachdenken; wenn er nämlich überzeugt seyn soll, und sein Wissen nicht ohne Grund ist. Dazu gehört schon mehr Zeit. Das Fühlen führt freylich eher zum Ziele, als das Denken; aber dafür ist dieses auch gründlicher und zusammenhängender. Oft nur durch Irrwege kömmt der Denker auf den rechten Punct, und nur spät gelangt er zu seinem Zwecke. Der Denker täuscht sich zwar oft; aber das Denken ver-

verschafft ihm dafür einen weitern Wirkungskreis, und das Vergnügen, in einer großen Entfernung, wenn gleich nicht immer mit Sicherheit, wirken zu können, ist ein Loos, das für ihn keinen geringen Reitz haben muß. Der Mann, als das thätige, starke Geschlecht, muß sich erst mühsam dazu machen, was er seyn soll; das Weib ist dies schon zum Theile von Natur. Man kann sagen: der Mann muß sich erst vernünftig machen; aber das Weib ist schon von Natur vernünftig.

Das Begehrungsvermögen des Mannes besitzt auch die Stärke, die sein ganzes Wesen besitzt. Der Mann hat daher mehr Leidenschaften, als Affecte. In seiner Bildung erzeugt die strengere Willenskraft mehr Bestimmtheit der Formen. Sein Wille empfängt seine moralische Kraft nicht von der Neigung, sondern von der Vernunft. Mit mühsamer Anstrengung strebt der Mann die Triebe der Natur mit den Gesetzen der Vernunft in Harmonie zu bringen. Daher offenbart sich in ihm die Sittlichkeit, als Würde, als Größe. — Nichts ist dem männlichen Charakter convenienter, als die Gabe der Fassung, d. h. die Kraft, wodurch

man verhindert, daß die Gemüthskräfte sich nicht dem Willen und der Selbstmacht entziehen, sich nicht gesetzlos auflösen, zerstreuen und Spiele der Eindrücke und des Ungefährs werden. Diese Kraft gehört so wesentlich zum Charakter des Mannes, daß man einen Menschen nicht eher mit diesem Namen bezeichnet, als bis er sie besitzt. Ein Mann, der sie nicht besitzt, ist nicht dem Geiste, sondern nur dem Körper nach ein Mann. Man kann ihn eigentlich gar nicht Mann nennen, wenn ihm noch die allgemeine Fassung fehlt. Das gesunde Gefühl setzt dieß auch unter beyden Geschlechtern voraus. Die Weiber verachten einen Mann, wenn er bey einem Schicksale seine Fassung verliert, und entschuldigen dieß nur in wenigen Fällen, wo die größte mögliche Seelenstärke erfordert würde, um seiner ganz mächtig zu bleiben, oder wo ein hoher Grad von Entsetzen und Trauer, Pflicht und Beweis eines edlen Herzens ist. Nie werden die Weiber eigentliche Infirmitäten, Mangel von Schwäche und Unentschlossenheit, die den freyen Gebrauch der Kräfte hemmen, am Manne gleichgültig ertragen können.

Die Größe, die Solidität des Verstandes und der Urtheilskraft sind es, welche, wenn sie auf sittliche Gegenstände angewendet werden, die Größe der Sinnesart beym Manne ausmachen. Der Mann denkt und handelt groß; er sieht die sittlichen Gegenstände in ihrem wahren Verhältnisse, kennt sie in ihrem eigentlichen Wesen, und unterscheidet deswegen das Wichtige von dem Unwichtigen genau. Denn dadurch geschieht es, daß ihn nichts geringes rührt, daß er in Absicht auf das Gute und Böse, auf Glück und Unglück, weder auf Kleinigkeiten achtet, noch sich durch den Schein blenden läßt. In seinen Urtheilen kömmt er auf den Mittelpunct der Dinge, und entfernt alles, was nicht zum Wesentlichen gehört; in seinen Handlungen geht er gerade und mit gewisser Zuversicht zum Zwecke. Aus der Menge seiner Erfahrungen und Beobachtungen hat er sich Grundsätze abstrahirt, die sein Urtheil und seine Handlungen bestimmen. Deswegen braucht er bey seinen Entschlüssen nicht erst so, wie schwache Seelen, darauf zu lauren, ob sich die Mittel, welche geradezu seine Absichten befördern, von selbst anbieten werden; er ist nicht genöthigt, jedes,

das

das ihm vorkömmt, zu versuchen, um aus Proben und Erfahrung zu sehen, ob es ihnen etwa nützlich seyn könne.

In der ganzen Denkungs- und Handlungsart des Mannes liegt etwas, das sich durch sein charaktermäßiges, selbstständiges Gepräg auszeichnet. Das Mannichfaltige in seiner Seele ist mehr in eine Einheit zusammengefaßt, hat mehr Harmonie, Consistenz und Consequenz. In seiner Wirkungsart und Handlungsweise will er nicht von etwas andern außer sich selbst abhängig seyn; will sich keiner fremden Bestimmung unterwerfen. Schon in seiner natürlichen Gemüthsart liegt die Anlage zu einer gewissen Beharrlichkeit und Festigkeit, und sie wird durch Grundsätze noch mehr verstärkt. Vorzüglich auf Letztere beruht die Selbstständigkeit des Mannes, die mit seinem Innersten verwebt, frühzeitig in Ausübung gebracht, und durch stufenweise Selbstüberwindung zu größerer Stärke gebracht wird. Daher findet sich der Mann nicht so leicht in die verschiedenen Lagen des Lebens, als das Weib; daher ist er nicht so veränderlich, als wie dieses, und wenn er einmal einen Vorsatz sich gemacht hat, so läßt

er

er sich nicht so bald davon abbringen, als wie das Weib.

Kraft und Stärke, wo sie vorhanden sind, bringen das Gefühl von Würde hervor; sie erzeugen also auch die Begierde, von andern in dieser Würde erkannt, das heißt, von ihnen geehrt, oder über sie erhoben zu werden. Daher die Ehrbegierde des Mannes. Durch den Reitz derselben kann man beym Manne alles ausrichten, so wie man beym Weibe alles durchs Schmeicheln seiner Eitelkeit vermag. Verachtung, Geringschätzung sind in der That die schmerzlichsten Gefühle für den Mann. Die Ehrbegierde artet aus in Ehrgeitz und Ehrsucht, wenn das Verlangen nach Ehre sehr heftig, und die Ehre als das höchste Gut des Menschen geschätzt wird. Der Trieb, nach welchem der Mann bey allen vorkommenden Gegenständen seine Thätigkeit üben, und ihnen das Gepräg seiner Kraft aufdrücken will, artet in Herrschsucht aus, wenn er von nichts mehr abhängig seyn, und alles mit heißer Begierde sich zu unterwerfen sucht. Der herrschsüchtige Mann verlangt immer, daß alles nach seinem Kopfe gehe; was er nicht errichtet hat,

was er nicht dirigirt, das verachtet er nicht nur, sondern sucht es auch zu zerstören. Der edle Stolz ist eine schöne Eigenschaft des männlichen Geschlechts; denn er besteht in dem Bewußtseyn wahrer, innerer Erhabenheit und Würde. Dieser Stolz führt zu großen, edlen Thaten; er ist die Stütze des Redlichen, wenn er von jedermann verlassen ist, und unterhält in der Seele ein Gefühl der Unfähigkeit, niederträchtig zu handeln. Der unedle Stolz aber legt sich mehr Werth bey, als er wirklich besitzt, und der Hochmuth, der gewöhnlich daraus entsteht, geht so weit, daß er andere neben sich verachtet, und weit unter sich herabsetzt.

Das männliche Geschlecht nennt sich das stärkere: die Natur hat es dazu gebildet; aber sie hat zugleich in seinen Neigungen und Gefühlen für das schwächere Geschlecht eine Art von Knechtschaft gegründet. Schönheit und Liebe, die mächtigsten Kräfte der Welt, verwandeln die kraftvollen Löwen in dienstbare Lämmer. Das schöne Geschlecht wird das stärkere. Der Mann gefällt sich oft, die Ketten desselben zu tragen; aber doch wird seine Liebe zur Freyheit auch nicht durch die süßeste Sclaverey

verey ertödtet. Der Trieb zur Thätigkeit treibt den Mann immer an, seine Kraft zu üben. Wenn er nun in der Unbestimmtheit schwebt, an welchem Objecte er seine Kraft üben soll, so reißt das Weib ihn aus dieser Unbestimmtheit und Unentschlossenheit, und leitet den Trieb nach Thätigkeit, der im Manne ist, auf sich selbst, durch den reitzenden Einfluß, den es auf ihn hat. Es macht dadurch, daß er in seinem gierigen Suchen nach Gelegenheit, um zu wirken, ein bestimmtes Ziel, einen bestimmten Gegenstand bekömmt; indem es sich von ihm abhängig macht, und ihn auf sich wirken läßt.

Der Mann kann sich den Geschlechtstrieb gestehen, und die Befriedigung desselben suchen; das heißt, so lange man auf seine ursprüngliche Einrichtung sieht. In ihm ist ursprünglich nicht Liebe, sondern Geschlechtstrieb; Liebe ist überhaupt in ihm kein ursprünglicher, sondern nur ein mitgetheilter, abgeleiteter, erst durch Verbindung mit einem liebenden Weibe, entwickelter Trieb. Auf diese Gestalt des ursprünglichen Geschlechtstriebes im Manne gründen sich mancherley Erscheinungen. Der Mann kann freyen; das Weib nicht. Eine abschlägige Antwort,

die

die der Mann auf seinen Antrag erhielte, sagt nichts weiter, als: ich will mich dir nicht unterwerfen; und dies läßt sich ertragen. Rohe Männer prahlen sogar mit Ausübung der Wollust. Dieß fällt uns bey weitem nicht so sehr auf, und stimmt uns nicht so sehr zur Verachtung, als es beym Weibe geschehen würde. Man will sogar die Bemerkung gemacht haben, daß die Weiber sich für ausschweifende Männer interessirten. Vielleicht mag hier der Grund wohl in einem dunkeln Gefühle liegen, welches ihnen sagt, daß zu Verirrungen von der Art eine gewisse Prästanz, eine Thätigkeit, eine Kraft gehöre, die immer Interesse beym Weibe erweckt. Die Eifersucht des Weibes, welche es auf seinen Mann hat, läßt sich immer im Zorne gegen diejenigen seines Geschlechts aus, welche ihn zur Untreue reitzten. Dem Manne kann es eine solche Ausschweifung viel leichter verzeihen, als dem Weibe, welches die Bande seiner Liebe zu zerreißen drohet.

Man hat schon längst und schon oft die Frage aufgeworfen: welches Geschlecht am wärmsten und treuesten liebe? Diese Frage ist leicht zu entscheiden. Nur dem Weibe ist die

Liebe, der edelste aller Naturtriebe, angebohren; nur durch dieses kömmt er unter die Menschen, so wie andere gesellige Triebe noch mehr. Mit der Natur des Mannes ist es nicht so; die Liebe ist nicht so innig und so genau mit ihr verbunden; seine Liebe ist bloß eine abgeleitete. Auch beweißt es die Geschichte aller Zeiten, daß die Weiber an Treue und gänzlicher Hingebung in der Liebe von jeher die Männer übertroffen haben. Leichtsinnige Gemüther findet man unter Männern, wie unter Frauenzimmern; Hang zur Abwechslung ist der menschlichen Seele überhaupt eigen; neue Eindrücke größerer Liebenswürdigkeit, wahrer oder eingebildeter Vorzüge, können auch die lebhaftesten Gefühle des Herzens auf einige Zeit verdrängen: aber man kann fast allgemein behaupten, daß die Fälle der Untreue häufiger bey den Männern, als bey den Weibern sind. Diese suchen sich auch noch in der Ehe für ihren Mann liebenswürdig zu erhalten. Der Mann putzt sich gewöhnlich nur beym Freyen, und in der Ehe ist seine Sucht, sich seinem Weibe günstig und gefällig zu zeigen, nicht mehr so stark und allgemein. Man hat ein Sprichwort darüber: Die Männer sind beym

Werben April, und in der Ehe December. Darüber klagen die Weiber auch öfters: daß ihre Männer in der Ehe nicht mehr so artig und so liebevoll sind, als sie es vor derselben waren. Sie wollen an ihnen immer noch die unterhaltenden, artigen und gewandten Herren haben, wie sie es als Freyer waren. Aber da verlangen sie auch zu viel von ihnen. Sie sollten eben so billig denken, als wie die liebenswürdige Demona zur Emilie sagt: wir müssen nicht glauben, daß unsere Männer Götter sind; wir können nicht von ihnen verlangen, daß sie noch so zärtlich mit uns umgehen, wie vor dem Hochzeittage. *)

Der Mann kann sich also, seiner ursprünglichen Einrichtung zufolge, gestehen, daß er sich hingebe der Geschlechtslust, um seinen eigenen Trieb zu befriedigen. Liebe wohnt bey ihm nicht ursprünglich. Aber dafür äußert sich die sittliche Anlage in seiner Natur durch Großmuth. Das Weib unterwirft sich dem Manne; der Mann sieht, wie ein ursprünglich freyes Wesen mit Freyheit, und unbegrenztem Zutrauen, sich ihm

*) Siehe Shakespears Schauspiel: Ohtello, der Mohr von Venedig.

ihm unbedingt unterwirft; sieht, daß es nicht nur sein ganzes äußeres Schicksal, sondern auch seine innere Seelenruhe, und seinen sittlichen Charakter, wenn auch nicht das Wesen desselben, doch seinen eigenen Glauben daran, von ihm abhängig mache. Daher wird er genöthigt, gegen das Weib großmüthig zu seyn. Er will zwar zuerst Herr seyn; er entkleidet sich aber aller seiner Gewalt gegen den, welcher mit Zutrauen ihm sich hingiebt. Gemäß dieser natürlichen Großmuth ist der Mann durch das Verhältniß mit seiner Gattin zuförderst genöthigt, achtungswürdig zu seyn; da ihre ganze Ruhe davon abhängt, daß sie ihn über alles achten könne. Durch nichts wird die Liebe des Weibes sicherer getödtet, als durch Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit, die sich der Mann zur Schuld kommen läßt. Der Mann irrt sich, wenn er glaubt, der Stolz seiner Gattin bestehe darin, daß er sich von ihr beherrschen lasse. Der Stolz ihrer Liebe besteht vielmehr darin, daß sie ihm, dem stärkern, unterworfen ist. Die Herrschaft der Gattin, welcher sich der Mann unterworfen hatte, macht diesen höchst verächtlich, höchst verächtlich nicht nur bey sei-

nem

nem Geschlechte, sondern vorzüglich bey seiner Gattin, welcher er dadurch nothwendig auch alle eheliche Glückseligkeit rauben muß. Denn das ist Schwäche vom Manne, und nichts verachtet das Weib an diesem mehr, als Feigheit und Schwäche des Charakters. Stärke, Kraft, Großmuth und Selbstständigkeit, sind immer die Eigenschaften, die das Weib am Manne am meisten liebt, die auch hauptsächlich, wenn sie in einem vorzüglichen Grade vorhanden sind, den vollkommenen Mann *) ausmachen.

Der

---

*) Heydenreich giebt die Eigenschaften einer schönen, möglichst vollkommenen männlichen Gesichtsbildung durch folgende Züge an: 1) in Hinsicht des Vorstellungsvermögens; a) der physiognomische Ausdruck einer wilden, feurigen Einbildungskraft, und einer herrschenden Schwärmerey; b) der Zug des abstracten Denkens und des Tiefsinnes; der Ausdruck eines herrschenden Hanges zum Witze und herrschenden komischen Laune, nicht minder des satyrischen Geistes: 2) in Hinsicht des Begehrungsvermögens; a) der Ausdruck einer wilden, aus Selbstsucht entspringenden Leidenschaft; b) der Ausdruck einer furchtbaren Stärke des Willens und der Vorsätze; c) der Zug eines in sich zurückgehenden Strebens nach Geschlechtslust; 3) in Hinsicht des Gefühlsvermögens; a) der Ausdruck irgend eines fortdauernden herrschenden Ge-

Der Mann hat als Greis Würde, und erregt Ehrfurcht. Wenn das alte Weib ein Gegenstand der Geringschätzung, oder gar ein Gegenstand des Lachens ist; so nöthigt uns der Greis Hochachtung ab. In ihm wohnt die Weisheit; er besitzt viel Lebensklugheit, Erfahrung, und eine durch sein langes Leben erworbene und verstärkerte Kraft in der Selbstbeherrschung. Die besondere Hochschätzung, welche der Greis erhält, muß abet auch sein Loos, das wirklich betrübt ist, um vieles erleichtern. In der That muß das Alter für den Mann viel Bitteres haben, wenn man auch behauptet, daß das Alter einer Frau noch viel bitterer ist. Je größer die Gewöhnung ist, thätig zu seyn und seine Kraft zu äußern, desto schmerzhafter muß auch der Zustand seyn, wo man dieses nicht mehr thun kann. Je mehr man Mann ist in vollem Sinne des Wortes, rastlos, enthusiastisch,

---

fühls, es sey im Genusse oder Leiden; eben so b) der Zug eines kränkelnden Durstes nach Gefühlen. — So willkührlich und einseitig manche dieser Züge aufgefaßt und dargestellt sind, so verdienen sie doch genau betrachtet zu werden: da sie zur richtigen Kenntniß des Mannes vieles beytragen.

stisch, glühend für seine Entwürfe, um so empörender müssen einem die Fesseln des Alters seyn. Aus der Erfahrung weiß man, daß so manche der trefflichsten Menschen ihren Tod in den abnehmenden männlichen Jahren wünschen. Geht man alle Verhältnisse des Mannes durch, so wird man in jedem finden, daß das Alter ihm im höchsten Grade lästig seyn muß.

VII.

Charakteristik der deutschen *) Nation.

1. Das Temperament dieser Nation hat einen Anstrich von Kaltblütigkeit. Die Empfindungen und Gefühle des Deutschen sind nicht heftig, rasch und gewaltsam; sondern langsam, ruhig und dabey anhaltend. Der Deutsche wird langsam warm; aber er behält die Wärme länger. Bey Gelegenheiten, wo andere in Affecte und Leidenschaften gerathen, kann er ruhig und gelas-

*) Deutsch kommt eigentlich von den Teutonen, oder besser, von den Theutonen her, welche auf den Inseln, die itzt zum Königreiche Dänemark gehören, neben den Cymbriern gewohnt, und in Gesellschaft dieser einen Einfall in die Länder der Römer gemacht haben. Nachher breiteten sie sich fast durch ganz Deutschland aus.

gelassen bleiben. Zorn und Rachsucht bemächtigen sich der Seele des Deutschen nicht leicht. Wenn der Franzose, der Italiener rasend werden möchte, bedenkt sich der Deutsche erst, ob er nicht zürnen solle. *) Durch diese natürliche Fassung ist er andern überlegen, ohne ihren Stolz zu kränken, und durch die Stärke seiner Vernunft, vermöge der er bey leidenschaftlichen Gegenständen kalt bleibt, erregt er bey andern Achtung. Diese Eigenschaft der Deutschen kömmt hauptsächlich vom Klima her, welches starke und feste Körper bildet, wo die Nerven nicht zu reitzbar, aber doch anhaltend bewegbar sind, und von der alten Lebensart, worin Mäßigkeit im Genusse der Speise und Vergnügungen, worin Abhärtung und Uebung des Körpers so allgemein herrschend waren.

2.

*) Die Schweden halten den Deutschen für hitzig. Wenn sie einen heftigen Menschen bezeichnen wollen, so sagen sie: er ist so hitzig wie ein Deutscher. Aber hier vergleichen die Schweden den Deutschen mit sich selbst, und da mußte ihnen dieser freylich weniger kalt vorkommen, indem sie einen viel höhern Grad von Phlegma haben, als er.

2. In Künsten und Wissenschaften hat der Deutsche ein starkes Gefühl, tiefen Verstand, und eine hervorstechende Anlage zur Vollendung. Sein Geist trägt die Spuren einer größern Anstrengung, durch welche er die Kälte des Geblüts hat überwinden, einer mühsamern Arbeit, wodurch er das sparsame Feuer, welches die Natur ihm gab, hat erwecken und anflammen müssen. Der Deutsche besitzt in vorzüglichem Grade die glückliche Geistesstärke, vermöge der er seine Aufmerksamkeit von einem Gegenstaude auf den andern nach Willkühr übertragen, und so fixiren kann, daß sie durch keinen Eindruck äußerer Gegenstände geschwächt oder unterdrückt wird. Anhaltend in seinem Forschen, ungehindert von unvorhergesehenen Umständen, die sich ihm entgegenstellen, verfolgt er seinen Zweck mit ausdauerndem Muthe. Es herrscht in ihm ein Sinn für das Ganze und Große einer jeden Wissenschaft, vereint mit dem Sinne für das Einzelne und Kleine. Die deutsche Gründlichkeit und Solidität wird man selten in den wissenschaftlichen Producten dieser Nation verkennen. Ausgerüstet mit dem Talente eines überlegenden Verstandes, und einer

kalt prüfenden Vernunft, scheint der Deutsche dazu gemacht zu seyn, sich durchaus das Höchste in jeder Kunst und Wissenschaft zum Ziele zu machen. Er ist, wie Robertson sich ausdrückt, gleichsam Großhändler der Gelehrsamkeit, und kömmt im Felde der Wissenschaften zuerst auf Spuren, die nachher von andern mit Geräusch benutzt werden. Wenn andere Nationen Entdeckungen, mannichfaltige Erfindungen in dem Reiche der Künste, und allerhand Streifereyen im Gebiete der Philosophie machen, so erweitert und vervollkommnert der Deutsche diese Entdeckungen, diese Erfindungen, und bereiset die äußersten Grenzen der Philosophie. Vorzüglich für das Studium der Philosophie besitzt der Deutsche ein gutes Talent. Welches Land in Europa kann Philosophen von der Größe aufweisen, von welcher wir sie jetzt in Deutschland haben. In keiner Sprache sind auch so bestimmte, und den philosophischen Sinn eines Gedankens so genau bezeichnende Wörter, als in der Deutschen.

Wie der Geist der Deutschen eine besondere Fähigkeit zu Wissenschaften, deren Studium einen gründlichen und philosophischen Verstand vor-

voraussetzen, besitzt; so wenig ist er geschickt zu Künsten, die nur von einer lebhaften und feurigen Einbildungskraft und von leichtem Witze ihr Gedeihen bekommen. Der Geist trockener Gründlichkeit ist dem Feuer der Einbildungskraft ganz entgegen. Durch weitere Ausbreitung der strengern Wissenschaften gewinnt der Verstand, aber die Empfindung und das Gefühl verlieren dadurch. Der philosophische Geist erfordert, daß man sich mehr an das Wesentliche halte; Einbildungskraft und Witz hingegen halten sich meistens nur an das Oberflächliche, Zufällige und Ausserwesentliche. Im Ganzen zeichnen sich die Deutschen durch ein trockenes, kaltblütiges, bedächtliches Betragen aus, und das ist es, was in ihrem Charakter uns das Gepräg von Kälte zeigt, womit sie alles Litterarische, so wie ihre Handlungen, unternehmen und ausführen.

3. Die deutsche Nation steht in dem Rufe der Treue und Redlichkeit. Von jeher hat man den Deutschen diese Eigenschaften beygelegt, und in den ersten Zeiten des siebenzehnten Jahrhunderts wurde zur Erhaltung der deutschen Treue sogar eine besondere Gesellschaft in

Weimar errichtet. Diese Treue ist noch ein Ueberbleibsel der alten deutschen Sitte, wo ein Wort alles war, und mehr galt, als Betheuerungen und Schwüre. Bey jeder Sache, die der Deutsche thut, hat er das Wesen, oder den Entzweck derselben vor Augen; darnach redet und handelt er. Er sieht nicht darauf, was die Sache für einen Einfluß auf andere, besonders auf Einen, oder Wenige hat; denn das könnte seiner Redlichkeit zuwider werden; sondern er richtet seinen Blick mehr auf das wirklich Wahre und Gute. Aufrichtigkeit in Mittheilung seiner Gesinnungen, Wahrheit in seinen Reden und Handlungen, Worthalten bey seinen Versprechungen, und treue Anhänglichkeit an seine bestehende Regierungsform, sind lauter Züge, die im Charakter des Deutschen enthalten sind. Durch diesen Ruf der allgemeinen Redlichkeit, selbst durch die Physiognomie, welche diesen Charakter ausdrückt, und hauptsächlich durch das Betragen, dem es zu Grunde liegt, verschafften sich die Deutschen von jeher bey andern Nationen ein besonderes Zutrauen.

Die Deutschen sind ein arbeitsames, mäßiges Volk. Ein starker Körper, ein gründ-

gründlich forschender Verstand, und eine mäßige Wärme der Einbildungskraft machen sie aufgelegt zu anstrengenden Arbeiten. Daraus entspringt eine Kraft des Gemüthes, welche die Wollüste des Lebens nicht übermäßig schätzend, und die Uebel nicht übermäßig fürchtend, im Glücke wie im Unglücke standhaft macht.

4. Keine europäische Nation ist so sehr in der Lage, einen Weltbürgergeist in sich zu nähren, als die Deutsche. Die Hauptursache hievon liegt wohl in der besondern Staatsverfassung der Deutschen. Man hat es schon längst, und schon öfters gesagt, daß die Deutschen im eigentlichen Sinne keine Nation ausmachten. Das deutsche Volk ist gleichsam ein Aggregat von mehreren größern, kleinern und noch kleinern Völkerschaften. Das Interesse der deutschen Staaten ist zu sehr vereinzelt, zu mannichfaltig und verschieden. Es läßt sich kein Punct finden, auf den sich das Interesse Aller concentrirte. Daher häufige Collisionen, häufiger Widerspruch der einzelnen Interesse, welche um so öfterer sich einstellen müssen, je näher die Verhältnisse sind, in welchen diese Staaten zu einander stehn. Zwischen den ein-

zelnen deutschen Völkerschaften herrscht immer ein gewisses Mistrauen, ein gewisser Haß gegen einander. Sie sind nie sicher vor einem zwischen deutschen Fürsten selbst zu führenden Kriege, und wegen der bey ihnen immer herrschenden Uneinigkeit, schweben sie stets in Gefahr, um fremder Angelegenheiten willen, in Kriege verwickelt zu werden. Für den Deutschen fließt in seinem Vaterlande keine ergiebige Quelle von Glückseligkeit; auf Entwerfung großer Pläne, die das allgemeine Wohl des Vaterlandes zum Zwecke haben, ist nicht zu rechnen. Die Menge der Höfe läßt, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, viel Sittenverderbniß befürchten, und die große Anzahl der Hof- und Staatsbedienten stiftet und unterhält ein für das Volk sehr ungünstiges Verhältniß. Die producirenden Klassen bleiben tief unter demjenigen Grade des Wohlstandes und der Vollkommenheit, den sie natürlicher Weise erreichen könnten: der industriöse Deutsche, welcher seine Kunstliebe und sein Kunstgenie befriedigen will, muß auswandern, um sonst wo sein Glück zu finden.

Von dieser Lage der Deutschen schreiben sich verschiedene Züge her, die sich im Charakter derselben zeigen. Die Deutschen sind keine Patrioten; dazu ist ihre Lage nicht gemacht. Ihre Handlungen werden nicht von patriotischen Gesinnungen geleitet: sie haben keine Gelegenheit, Patriotismus zu zeigen; dazu ist ihre Verfassung nicht eingerichtet. Daher ist die Sphäre ihrer Menschenliebe weiter; ihre Handlungen sind uneigennütziger und edler. Ueberhaupt kann es keine höhern Gesinnungen, kein edleres, untadelhafteres Princip aller Handlungen der Menschen geben, als die Liebe, die sich auf die ganze Menschheit erstrecket. Der Deutsche ist biegsam, und kann sich in allerhand Formen schicken; er ist duldsam und leidend, wenn er dadurch etwas zum Nutzen der übrigen Menschheit beytragen kann.

Keine Nation in Europa ist so wenig auf ihr Vaterland verpichtet, als die Deutsche. Der Deutsche fügt sich unter allen civilisirten Völkern am leichtesten und unveränderlichsten nach der Regierung, unter welcher, und nach allen Menschen, bey welchen er ist. Er wandert gerne aus, und ist der Mann von allen

Klima-

Klimaten und Ländern. Da er keinen Grund hat, leidenschaftlich an seinem Vaterlande zu hängen; da er glaubt, daß fast in ganz Europa eben so gesittete, so wohlerzogene, so aufgeklärte Menschen sind, als um ihn her; da er gewiß ist, daß er, wenn er eben diese Eigenschaften in einen vorzüglichen Grade besitzt, von ihnen wohl aufgenommen wird; und da er allenthalben sicher dieselben Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu finden hofft: was sollte ihn bewegen können, den Boden, auf welchem er gebohren ist, allen andern bis zur Abneigung und zum Widerwillen gegen dieselben, vorzuziehen?

Die Deutschen interessiren sich um ihre Verfassung und ihre Regierungen wenig, und sprechen selten davon. In Betreff der Politik sind sie keine Schwärmer, keine Neuerer. Sie dulden lieber viel Uebels, als daß sie eine Sache ändern, wozu viel Keckheit, ein vieles wagender Unternehmungsgeist gehört, und deren Ausgang ihnen nicht gewiß ist; sie bleiben lieber beym Alten, dessen sie gewöhnt sind, als daß sie eigenmächtig Reformen vornehmen, die ihnen etwas besseres versprechen. Gegen andere Nationen

tionen betragen sie sich deswegen auch besser, als sie vielleicht von diesen aufgenommen werden. Gegen Fremde sind sie bescheiden, gefällig und gastfreundschaftlich. Nur eine Nation in Europa ist es, gegen die sie mit Haß angefüllt sind. Schon in frühern Zeiten, im zehnten und eilften Jahrhunderte, zeigte sich die starke Abneigung, die die Deutschen gegen die Franzosen haben; und in neuern Zeiten, besonders in dem letzten Kriege, der zwischen beyden Nationen geführt worden ist, wurde diese Abneigung noch allgemeiner und stärker.

5. Die Deutschen sind in Rücksicht eines feinen Conversationsgeschmackes von andern europäischen Nationen noch weit zurück. Im Umgange zeigen sie zwar eine mit Bescheidenheit verbundene Freymüthigkeit, einen durch Gutmüthigkeit gemilderten Ernst; aber die Gewandheit haben sie nicht, wie etwa die Franzosen. Etwas anders ist der gute Anstand, durch welchen wir nur nicht mißfallen; etwas anders ist die Artigkeit, durch welche wir gefallen. Die Mäßigkeit der Deutschen, die Ruhe und Gelassenheit ihrer Seele, giebt ihrem Aeußern einen gewissen Charakter von Festigkeit, der

zum edlen Anstande gehört; sie verschönert sogar, aber nur für die Augen der Kenner. Rohheit der Sitten kann man den Deutschen deswegen nicht vorwerfen, weil bey ihnen nicht der muntere, gesellige Geist der Franzosen (vivacité d'esprit) herrscht; aber doch ist es gewiß, daß ihr Gesellschaftston nicht der gebildetste ist. Die Ursachen hievon liegen wohl in folgenden Umständen:

Erstens: Die Deutschen waren ursprünglich ein sehr tapferes und kriegerisches Volk. Langwierige Kriege und Befehdungen beschäftigten sie, und unterhielten bey ihnen ein gewisses raubes, ungestümes Wesen. Zweytens: ihr Verstand und Herz sind nicht günstig für eine vorzügliche Ausbildung in dieser Art. Die Deutschen, sagten wir oben, haben eine hervorstehende Anlage und Neigung zum Nachdenken, zum Prüfen. Wer aber des zusammenhängenden, gründlichen Denkens gewohnt ist, kann sich schwerlich herablassen, sich in allerhand Formen zu schicken, die von der Laune der Moden und Eitelkeit erfunden werden. Ueberdieß halten die Deutschen Treue und Redlichkeit für die höchste Stufe moralischer Vollkommen-

heit.

heit. Sie rühmten sich von jeher ihrer Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, so wie die Franzosen ihres feinen Conversationsgeschmackes. Ehrlichkeit und feine Artigkeit können aber nicht immer wohl bey einander bestehen. Drittens: liegen viele Hindernisse hievon in der deutschen Verfassung, in den herrschenden Gebräuchen und Einrichtungen der Deutschen selbst. Welch ungünstigen Einfluß auf die Bildung des Umganges der Deutschen müssen nicht alle diese Umstände haben: die Mannichfaltigkeit des Interesses der deutschen Staaten gegen einander und gegen auswärtige; der Unterschied der Verbindungen mit diesem oder jenem Volke, und der sehr merkliche Abstand der verschiedenen Menschenklassen von einander, zwischen denen verjährtes Vorurtheil und Erziehung eine so bestimmte Grenzscheidung gezogen haben? Eine scharf gezogene Demarcationslinie hält immer die Adelichen, Hofleute, Kaufleute und Bürger in einer großen Entfernung von einander. Das Corps der Hofleute macht in Deutschland eine ganz eigene Gattung von Menschen aus, in deren Zirkel, so wie in den der mehresten Fürsten, nur Leute von gewisser Geburt und gewissem Range sich

hin-

hindrängen können. Bey diesem großen Unterschiede der Stände, werden die Großen zum Stolze, und die Niedrigern zur Schüchternheit gebildet. Beyde Eigenschaften sind dem guten Conversationsgeschmacke zuwider. Der Stolz beleidigt andere, er schreckt ab; zu große Hochachtung vor Andere, macht genirt, hindert den freyen Lauf der Gedanken, und hält einen Jeden in gewisser Entfernung. So bald Schüchternheit, Zurückschreckung einen Menschen beherrscht, so wird der Lauf seiner Gedanken gehemmt, seine Zunge gelähmt, der Ausdruck matt und unpassend. Auf diese Art fehlt seinem Betragen die gehörige Leichtigkeit, Freyheit und natürliche Ungezwungenheit, welche doch nothwendig zu einem artigen Betragen erfordert werden.

6. Im Charakter der deutschen Nation zeigt sich eine mißgeleitete Stimmung der Ehrbegierde herrschend, die auf Rang und Titel geht. Wo hat mehr, als in Deutschland, die Idee von sechszehn Ahnen des Adels wesentlichen, moralischen und politischen Einfluß auf Denkungsart und Bildung? Wo prangt man mehr mit äußerlicher, zufälliger Auszeichnung,

mit

mit Geburt, Titeln *), und mit dem Range? Vorurtheile des Stolzes haben die Begriffe von Ehre, welche an sich allgemein sind, bey den Deutschen auf gewisse Stände eingeschränkt; und eben deswegen werden sie für heiliger gehalten, weil sie zugleich Unterscheidungszeichen derselben sind. Denn thörichter Weise halten sie weit eifriger über nichtsbedeutenden Rechten, die einem Stande vor dem andern allein zukommen, als über den wichtigsten, die jeder Stand mit dem andern gemein hat. So lange das Wort Ehre nicht die Ueberzeugung des Publici, daß ein Mann die Pflichten seines Standes erfüllt, daß er sich rechtschaffen aufgeführt habe, ausdrückt; so lange Ehre nur das Eigenthum eines Standes, nicht das Vorrecht aller Menschen ist: so kann dieselbe der, welcher sie besitzt, eben so leicht verlieren, als er sie erworben hat. Sie wird durch jeden Angriff zerstört werden können, wenn nicht strenge darüber gehalten wird.

Schon

*) Der deutsche Adel zeigt seine Titelsucht sogar durch die vielen Namen, die er sich in der Taufe beylegen läßt.

Schon die Erziehungsart der Deutschen begünstigt diese eitle Titel- und Rangsucht. In Deutschland hat man besondere Erziehungsgrundsätze für Adeliche und Unadeliche, für Vornehme und Niedrige. Die Behandlung der Zöglinge ist ungleich; man nimmt zuviel Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer Geburt, ihres Standes und Vermögens. Dadurch wird der Stolz, werden die Vorurtheile genährt, die der Zögling nachher vom Hause in die Welt mitbringt. Ein adelicher Knabe, der als Kind in der Wiege schon mehr geehrt ist, als mancher Mann von Verdiensten, wird seine Abkunft durch die Art, wie er sich beträgt und kleidet, und durch alle seine Aeußerungen, hinlänglich zu erkennen geben, ohne daß man seinen Namen und Stand schon zum voraus zu wissen braucht.

Selbst die Menge der Höfe in Deutschland veranlaßt nothwendig eine kleinliche Art von Ehrgeitz und Titelwuth. Jeder Hof hat sein eigenes Interesse. Diese verschiedenen Arten von Interesse treffen nicht auf einen Punct zusammen. Ein einziges Volk, eine Nation, und doch so verschiedenes Interesse! Jedes besondere Interesse erfordert eine besondere Art

seiner

seiner Befriedigung. Daher sind Collisionen, Nacheiferung, Eifersucht unvermeidlich. Die Personen an einem Hofe stechen hervor durch ihre Geburt, oder ihren Umgang mit dem Souverain, und werden von dem Publicum beobachtet. Dieser Umstand entflammt die Ehrbegierde, macht das Gelingen schmeichelhafter, das Fehlschlagen demüthiger; darin liegt ein großer Reitz zur Eifersucht. Alle diese Umstände, welche den Reitz zur Eifersucht, zur Auszeichnung enthalten, werden natürlich da um so häufiger seyn, je mehrere Höfe da existiren, und in je näherer Berührung sie mit einander stehen.

7. Was man den Deutschen zur Unehre nachsagt, das ist ihre Nachahmungssucht. In der That ist keine europäische Nation bis auf den heutigen Tag so begierig gewesen, das Wahre, Gute und Schöne ihrer Nachbarn kennen zu lernen, nachzuahmen und zu nützen, als die Deutsche. Aber es läßt sich nicht läugnen, daß diese Begierde manchmal auch in eine unzeitige, kleinliche Nachahmungssucht ausartete. Moden, Gegenstände der Politik, der Litteratur und der Sitten bey andern Nationen, haben

die

die Deutschen oft nachgeahmt. Sogar haben sie von neuem angefangen, ihre Sprache durch ausländische Wörter ohne Noth zu verunstalten. Hauptsächlich waren sie von jeher Nachahmer dessen, was die Verfeinerung des Wohlstandes betrifft, und was von den Franzosen herkam. Der Hauptsache nach haben sie diesen Fehler mit andern Nationen gemein. Wie sie die Franzosen nachahmten, so haben diese zu ihrer Zeit, die Italiener oder die Spanier nachgeahmt; diese hatten noch Ueberreste der römischen Politur, oder erhielten neue Muster von den Saracenen u. s. w.

Je weniger Selbstständigkeit, je mehr Unbestimmtheit eine Nation hat, desto leichter assimilirt sie sich andern, desto nachahmungssüchtiger ist sie in ihren Sitten und Einrichtungen. Bey dem Mangel des Patriotismus ist der Deutsche mehr aufgelegt zum Besitze eines Weltbürgergeistes, einer allgemeinen Menschenliebe; er hat weniger ungünstige Vorurtheile von andern Nationen, und das Gute, Neue und Vortreffliche, welches er bey diesen findet, erkennt er deswegen unpartheyischer an, und sucht es sich eigen zu machen. Was der selbstsüchtige Fran-

Franzose, der patriotische Engländer an andern hasset, oder verachtet, das ahmt der Deutsche nach; weil er nicht so partheyisch ist, wie diese. Zudem ist es den Deutschen eigen, daß sie in ihren Aeußerungen bescheidener und schüchterner sind, als irgend eine andere Nation in Europa. Sie scheuen sich, ungeschickt zu scheinen, und haben nicht Muth genug, sich ganz ihrem Gutdünken zu überlassen; darum sind sie auch weniger Original, als andere.

Es geht aber nicht an, in der Nachahmungssucht der Deutschen, eine große Verstandes-Schwäche derselben finden zu wollen. Es gab eine Zeit, wo man den Deutschen diesen Fehler öfters zur Schuld legte. Allein der Nachahmungstrieb, welcher den Geist der Deutschen beherrscht, kann mit einem denkenden Verstande bestehen; und besteht wirklich mit selben. Dieser Nachahmungstrieb befördert sogar den Scharfsinn der Deutschen. Weil er vielerley Situationen und Denkungsarten ihnen gleichsam zu eigen macht, so versetzt er sie bis auf einen gewissen Grad in die Lagen Anderer, wodurch sie zu Vergleichungen gereitzt werden. Daraus entsteht ein guter Beobachtungsgeist, und ein

Schatz

Schatz nützlicher Menschenkenntnisse. Die Deutschen haben auch bey all ihrem Nachahmen gewisse Eigenthümlichkeiten, gewisse Formen erhalten. Fast in jeder Provinz Deutschlands findet man noch alte, eigenthümliche Sitten und Nationalgebräuche. Die alte deutsche Treue ist noch immer eine Tugend, worauf unsere Zeitgenossen stolz seyn können. Deutschland hat seine eigene, charakteristische Sprache. Diese hat sich bis auf unsere Zeiten unverfälscht erhalten; und wer weiß nicht, daß mehrere Sprachen von ihr abgeleitet wurden? *)

---

*) Von den Stammsprachen der jetzigen Deutschen, ist es Wachters System: daß Anfangs in Deutschland nur eine einzige, einförmige Sprache gewesen, die sich hernach in die gothische, angelsächsische und fränkische getheilt habe. Die gothische ist nicht die erste, ursprüngliche Sprache, sondern nur eine Mundart; und die angelsächsische und fränkische sind nicht ihre Töchter, sondern Schwestern. Ein Wort, das in allen drey Mundarten vorkömmt, gehört der allgemeinen Sprache; und nur das, welches bloß in Einer derselben vorkömmt, kann man ein gothisches, angelsächsisches, oder fränkisches Wort nennen.

VIII.

VIII.

Charakteristik der englischen Nation.

Eine denkende Classe,
Unverdorben im Aeußern, frisch aus der Hand der Natur!
Stolz in ihrer angebornen Seelenstärke,
Dem eingebildeten Rechte treu — über allen Zwang.
Und, weil sie diese Rechte abzuwägen glaubt,
Lernt sie in sich den Menschen schätzen.

1. Im Charakter der englischen Nation liegt am meisten Eigenthümliches, Originelles, wodurch sie sich von allen andern europäischen Nationen unterscheidet. Dieses Eigenthümliche zeigt sich bey allen Individuen dieser Nation: beym Könige, wie beym Bettler; beym Herrn, wie beym Diener; beym Vornehmen, wie beym Niedrigen; es zeigt sich in allen Verhältnissen; in

in der innern und äußern Verwaltung der Staatsangelegenheiten, im Cabinette, im Frieden, wie im Kriege. Kein Schicksal hat auch nicht zu irgend einer Zeit dieses Eigenthümliche den Engländern rauben können. Nicht die Unterjochung von fremden Völkern; nicht die vielen Kriege, die England geführt hat; nicht die Beherrschung von verschiedenen ausländischen Fürsten, waren im Stande, dieses Charakteristische zu tilgen, oder zu ändern.

Die Gründe dieses so scharfen, eigenthümlichen Gepräges der Engländer liegen wohl in folgenden Umständen:

Einmal: Das Wasser ist unstreitig die vollkommenste Grenzlinie eines Landes. Das Meer, durch welches die Engländer von andern Nationen getrennt sind, macht, daß sie sich nicht so leicht mit andern Völkern vermischen, so wie hingegen andere Völker, die nicht durch eine solche natürliche Scheidung von einander abgesondert sind, einander mehr begegnen, sich mehr nähern, mehreres einander ablernen, und sich angewöhnen.

Zweytens: Etwas eigenthümliches, charakteristisches liegt schon in der frühesten Erzie-

hung

hung der Engländer. Diese ist ganz dazu gemacht, etwas auszeichnendes, und ein scharf ausgedrücktes Gepräg dem Charakter derselben eigen zu machen. Die Erziehung der Engländer ist unstreitig national; sie ist gleichförmig, sie ist nach einem Plane eingerichtet, und wird nach den nämlichen Grundsätzen betrieben. Es giebt keine besondere Erziehungsgrundsätze für den Sohn des Lords, und für den seines Pächters. Diese Art der Erziehung muß sich natürlicher Weise, durch die ganze Nation auf eine sehr auffallende Art äußern, und Etwas allgemein charakteristisches hervorbringen.

Drittens: Der lebhafte Nationalstolz, welcher den Engländer beherrscht, macht auch, daß er mehr an seinem Vaterlande hängt, über die darin herrschenden Sitten und Gebräuche mehr hält; und hingegen mit andern Menschen, mit andern Völkern weniger Gemeinschaft macht — weniger nach ihnen sich richtet. Der Engländer verheyrathet sich selten mit Personen von andern Nationen. Nicht nur sein Stolz hält ihn davon zurück, sondern auch der Mangel der gesellschaftlichen Verbindung, die zu öftern Verheyrathungen mit Auswärtigen, nothwendig ist,

tritt hier ein, wegen der scharfen Grenzlinie zwischen England und dem festen Lande. — Mit diesem Nationalstolze hängt zusammen ein gewisses Selbstgefühl seines persönlichen Werthes, welches endlich den Engländer unfähig macht, andern nachzuahmen. Die Engländer haben eine Festigkeit, eine gewisse Sicherheit bey allem, was sie vornehmen. Da sie immer in der Sache, welche sie thun, die Gründe, warum sie so, oder anders handeln sollen, selbst aufsuchen wollen, und wirklich aufsuchen: so brauchen sie nicht erst bey andern sich umzusehen. Das Gefühl dieser Kraft, welches ein Vorzug ihrer Nation ist, macht, daß sie unveränderlicher, unbiegsamer sind. Sie nehmen keine fremden Formen auf, weil sie ihre eigenen haben.

Darauf gründet sich auch der Hang zu Sonderbarkeiten, den man den Engländern seit Jahrhunderten beylegte. In der That findet man die Gattung sonderbarer Menschen, die man dort Whimsical men's nennt, so häufig, daß sie mit zum Charakter der Nation gehören. Reisen, welche Engländer zu fremden Völkern machten, haben dieses bestätigt, und Fremde, die nach England kommen, finden in

Lon=

London viele reichhaltige Belege davon. Natürlich bringt jeder Fremde seine Eigenthümlichkeiten mit in das Land, in welches er reiset. Dieses Ausländische, diese Eigenthümlichkeiten fallen auf, und fallen um so mehr auf, je mehr der Charakter des Besuchenden von dem des Landes, das besucht wird, verschieden ist. Da nun der englische Nationalcharakter so viel Eigenthümliches vor andern Nationen hat, so müssen diese in dem Betragen eines reisenden Engländers viel Sonderbares finden.

2. Die Gemüthsart des Engländers ist die eines Schwerblütigen. Sein Empfindungs- und Gefühlsvermögen wird nur langsam und schwer afficirt; seine Seele widersteht anfangs gleichsam den Eindrücken, die man auf sie machen will; sie fordert eine starke und anhaltende Erschütterung, wenn sie bewegt werden soll. So bald sie aber einmal gerührt ist, so haften in ihr die Vorstellungen und Gefühle länger, und ihre Stärke nimmt immer zu. Der Engländer giebt allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine große Wichtigkeit; man sieht es ihm an, als wenn er immer an wichtige Dinge zu denken hätte. Diese Gemüthsart schreibt sich haupt-

hauptsächlich her von dem Klima, welches die Engländer bewohnen, von den Nahrungsmitteln, die sie genießen, und von den Geschäften, die sie treiben.

Es ist ihnen eine gewisse Taciturnität eigen, und es kostet ihnen viele Mühe, ein freyes Gespräch anzuknüpfen; wenn sie hingegen dieses einmal in Gang gebracht haben, so trennen sie sich sehr ungern von ihm.

Der Genuß geistiger Getränke macht das schwere Geblüt leichter, giebt ihm eine schnellere Bewegung, und verschafft dem Geiste eine gewisse fröhliche Heiterkeit. Daher lieben die Engländer starke Getränke. Der Genuß derselben reitzt sie, daß sie der Tafel täglich mehrere Stunden widmen. Diese Trinklust, welche eine natürliche Folge ihres Klima ist, könnte man auch zugleich ansehen als ein Ueberbleibsel der alten Sachsen, die dem Trunke sehr ergeben waren. Unverkennbar sind aber auch die Folgen dieser Leidenschaft auf die Gesundheit. Gicht und Podagra herrschen in keinem Lande in einem so hohen Grade, als in England; selbst das schöne Geschlecht ist dem Podagra häufig unterworfen.

Aus dieser Gemüthsart entsteht ferner ein gewisser düsterer Sinn, eine öfters eintretende üble Laune, welche den Engländer befallen, und ihn in einem schwermüthigen Zustand versetzen. Diese üble Laune ist zu Zeiten so stark, daß er die verzweifeltsten Schritte auf sein Leben wagt. Daher der häufige Selbstmord. In der That ist in England der Selbstmord so häufig, als nirgends in Europa. In einem Anfalle van Schwermuth und Melancholie sich selbst das Leben nehmen, ist unstreitig ein gewaltsamer Zustand; und daraus läßt sichs schon sehen, daß der Charakter der Engländer etwas Gewaltsames, etwas von dem allgemeinen Modell Abweichendes haben müsse. Gewiß gehört viel dazu, den stärksten Trieb der Natur zu überwinden, und das, was alle aufs äusserste fürchten, freywillig sich selbst zuzufügen. Die Gründe des häufigen Selbstmordes der Engländer mögen wohl in folgenden Umständen liegen:

Erstens in der besondern Beschaffenheit des Klima. Der häufigste Selbstmord geschieht in England zu Anfang und Ende des Winters, wo der schädliche Nordostwind bläst. Zu dieser Zeit herrschen da die bösartigen Fieber und

Flüsse häufiger und anhaltender; weil dieser Wind die faulen Ausdünstungen aus den Morästen von Nordfolk, Suffolk und Essex mit sich bringt. Zweytens ist es bey einer reichen, viel Handel treibenden Nation sehr natürlich, daß bey ihr eine große Verschiedenheit der Glücksgüter, und eine schnelle Abwechslung von Gewinnst und Verlust, von Reichthum und Armuth, Statt findet; woraus dann unter besondern Umständen Veranlassungen zum Uebertrusse des Lebens entstehen. Eigentlich in den Monaten November und December ist es, wo die Rechnungen des Jahres geschlossen werden. Da ist nun jeder genöthiget, über seine Finanzen nachzudenken, und mancher Hausvater findet oft solche üble Resultate heraus, daß sie ihn und seine Familie in die größte Betrübniß setzen können. Endlich ist wohl die persönliche Tapferkeit viel Schuld, daß die Engländer den Tod weniger scheuen als andere Menschen. Die Schiffahrt, der sich die Engländer vorzüglich ergeben, macht, daß sie auf Lebensgefahren weniger ängstlich achten; denn wer wird vertrauter mit dem Gedanken an den Tod, als der Schiffer, der ihm so oft ausgesetzt ist.

3. In der wissenschaftlichen Bildung zeigt sich der Engländer eben so ernst und männlich, als wie in seinem ganzen Betragen. Der Engländer denkt langsam, aber um so gründlicher: in seinen Schriften, Erfindungen, läßt sich das Gepräg von Solidität und Originalität nicht leicht verkennen. Der englische Redner ist männlich und ernsthaft; er spricht durchdringende, volltönende Worte; und der epische Dichter unterhält durch einen ernsthaften, bisweilen feyerlichen Ton und Gang seines Verses. In Manufacturen, in Sachen der Mechanik, haben es die Engländer zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Sie besitzen nicht nur ein vorzügliches Talent dafür, sondern es ist besonders auch die bey ihnen herrschende Gewohnheit vortheilhaft dazu, daß nämlich ein Künstler dieser Art das einmal gewählte Metier einzig und immer treibt in seinem ganzen Leben.

Schon die Erziehung des jungen Engländers ist dahin gerichtet, ihm solide Kenntnisse beyzubringen. Das Studium der alten Classiker und der englischen Geschichte, ist ein Hauptgegenstand seiner wissenschaftlichen Bildung. Witz und Einbildungskraft werden nicht so sehr be-

beschäftigt, als der Verstand und die Urtheils-kraft. Bey Gegenständen, die eine zergliederte Beschreibung zulassen, z. B. bey historischen Darstellungen, bey Gegenständen der Politik und Metaphysik, verweilen sie lieber, als bey solchen Gegenständen, wo hauptsächlich nur Einbildungskraft und Witz beschäftiget werden. Dieses Gepräg liegt schon in der Sprache der Engländer. Ueber eben dieselben Gegenstände, womit sich ihr Geist lieber befaßt, können sie sich in ihrer Sprache leichter ausdrücken, als über andere, welche sie diesen nachsetzen. Also schon die Sprache bestimmt ihnen die Art der Gegenstände, woranf sie ihr Studium wenden. Aber es giebt auch noch andere Umstände, die auf diese Bestimmung einen merklichen Einfluß haben. Der Engländer, als Handelsmann, bezieht alles auf Gewinnst, Brauchbarkeit und Nützlichkeit; was nicht auf das practische Leben sich anwenden läßt, weist er von der Hand. Deswegen findet die speculative Philosophie so schlechte Aufnahme bey ihm. So wird auch die Portraitmalerey in Pastel wenig von ihm geschätzt; daran mag wohl sein Klima, welches die Erhaltung dieser Gemälde hindert, viel Schuld haben;

aber

aber gewiß hat der englische Handelsgeist weit mehr Schuld daran, welchem zufolge die Werke dieser Art mehr nach der Dauer, als nach der Geschicklichkeit des Künstlers bezahlt werden sollen.

Wir sagten schon oben, daß der starke, nervöse Körperbau der Engländer starke Eindrücke erfordere, um gerührt und bewegt zu werden. Dieses hat natürlicher Weise einen großen Einfluß auf den Geist ihrer Schriftsteller, Redner und Dichter. Diese müssen immer suchen durch erschütternde Eindrücke, durch stark eingreifende heftige Mittel auf ihre Leser oder Zuhörer zu wirken, um bey ihnen Interesse, Freude und Mitleiden zu erregen. Die Engländer nehmen ein lebhaftes Interesse an auffallenden frappanten Scenen; ihre Schriftsteller haben von jeher diesen Hang zu befriedigen gesucht. Scenen, wo die Betrübniß in eine an Verzweiflung grenzende Melancholie übergeht; wo Liebe zur Schwärmerey, oder zum Wahnsinne, Zorn zur Wuth, Rachgier zur Raserey wird; kurz, wo diese Leidenschaften und Affecte sich in Formen darstellen, in denen sie gewöhnlich erscheinen, wenn sie der einschränkenden Gewalt der Vernunft

ganz

ganz entbunden sind, haben immer bey den Engländern ihr Glück gemacht. *)

4. Ein Hauptzug im Charakter des Engländers ist Nationalstolz. Diese Leidenschaft entspringt theils aus unlautern Quellen; größtentheils aber gründet sie sich auf wahre Vorzüge. Der hohe und vorzügliche Werth der englischen Regierungsform ist eine Hauptursache derselben. Die Ehre, worauf der Stolz sich gründet, hat ihren Ursprung eigentlich dem Staa-

*) Die Rollen der Wahnwitzigen in Shakespears Schauspielen haben für die Engländer ausserordentlich viel Interesse gehabt, und haben es zum Theile noch. Selbst ihre Kunstrichter ziehen in Shakespears Schauspielen diejenigen Stücke vor, wo dergleichen Charakter vorkommen, und wollen die Größe dessen Genie vorzüglich in der Art erkennen, wie er die Geister, die Unholden, die Hexen, die durch Leidenschaften ausser sich gebrachten Menschen, auftreten und reden läßt. Man behauptet, daß die Engländer, welche die Vernunft, Nachdenken, Ordnung und Wahrheit sehr schätzen, kein größeres Unglück sich denken können, als den Zustand eines verrückten Menschen. Häufig geschieht es daher, daß Aeltern ihre Kinder nach Bedlam schicken, um ihnen da die Scenen des Elends und der Erniedrigung der menschlichen Natur zu zeigen, und sie dadurch kräftiger vor den Ausschweifungen zu warnen, welche auch nur von ferne dazu führen.

Staate zu verdanken. Das Bewußtseyn, nur von den Gesetzen abzuhangen, und bey seinen Handlungen, die man überlegt, und mit dem Gesetze übereinstimmend gefunden hat, von keinem äusserlichen Zwange verhindert oder abgehalten werden, muß das Gemüth des Engländers hoch erheben. Jeder Stand ist um so geehrter, je unabhängiger er ist, oder je leichter er zur Unabhängigkeit führt. In keinem europäischen Lande gilt der Rang, der mit Bedienungen verbunden ist, weniger, als in England. Nicht Geburt, nicht Rang bestimmen die Möglichkeit, zu Würden zu gelangen; sondern nur persönlicher Werth, und wirkliche Verdienste. Belohnung der persönlichen Verdienste jedes Individuums ist durch das Gesetz bestimmt. Ohne Verdienste kann man sich nicht empor schwingen. Wer hingegen den Beruf in sich fühlt, sich selbst seine Laufbahn zu bereiten, dem stehen die Gerichtshöfe und die Kirche, die Flotten und Armeen, Rang, Titel und Würden, ja die ersten Staatsbedienungen offen, ohne daß Rücksicht darauf genommen wird, welches Standes und Herkommens seine Aeltern und Angehörigen waren. Auf diese Weise verstattet die englische

Ver-

Verfassung dem Fleiße und Genie ein weites Feld, und muntert zur Thätigkeit auf. Auch ist die Freyheit, seinen Geist zu üben, auf jede Art, die zweckmäßig ist, so uneingeschränkt in England, als es nur immer seyn kann. Und da Jeder an allen Verhandlungen des Staats warmen Antheil nimmt, um alle Angelegenheiten desselben sich lebhaft interessirt; so findet man vielleicht in keinem europäischen Lande so gut unterrichtete und lebhafte Politiker als in England. Bey der Staatsverfassung Englands vereinigt sich alles auf ein allgmeines Interesse, und dieß so sichtbar, daß es jedem Individuum des Staates klar einleuchtet. Und hat nicht alles, das auf ein allgemeines Interesse Bezug hat, schon deswegen etwas Edles, Hochachtung erweckendes? Damit vereinigen sich noch dunkle Begriffe von Freyheit, welche die Engländer schon mit der Muttermilch einsaugen, und von denen wohl wenige sich selbst eine deutliche Erklärung geben können. Diese dunkle Begriffe sind es aber, die um das Ganze einen gefälligen Schleyer werfen, dadurch, daß sie so stark auf die Einbildungskraft wirken.

Dazu kömmt noch das Bewußtseyn, welches die Engländer von dem Wohlstande, von dem Reichthume, von der Ordnung und Stärke ihres Landes haben. Dies sind Umstände, welche den Engländern vor manchen andern Völkerschaften den Vorzug geben. Die Engländer glauben nicht, daß sie anderer Nationen bedürfen; sondern sind vielmehr überzeugt, daß andere Nationen sich mehr an sie halten müßten. In dieser Meinung werden sie dadurch noch mehr bestärkt, daß sie stets Fremde von allen Natioueu in London sehen.

Die Erfahrung von allen Zeiten hat auch gelehrt, daß, je mehr Wohlstand und Ordnung, je bessere Gesetzmäßigkeit und Policey in einem Staate beysammen sind, eine desto größere Hochachtung gegen ihn, nicht nur bey seinen Bürgern, sondern sogar bey Auswärtigen entstehe. Man kann versichert seyn, daß Großbrittannien gewiß bey allem seinen Stolze zur See, durch den es andere Nationen gegen sich aufgebracht hat, Freunde und Beschützer finden würde, wenn seine innere Existenz angegriffen werden sollte.

Dieser Stolz artet in Hochmuth aus, wenn der Engländer alles ausser seinem Vaterlan-

lande verachtet. Es ist dem Engländer unmöglich, einer andern Nation eine Ueberlegenheit in irgend einer Sache zu zugestehen. Alles, was nicht englisch ist, kömmt ihnen verächtlich vor. Der Wahn, daß bey ihm alles besser sey, verhindert ihn von den Entdeckungen anderer Völker Nutzen zu ziehen; ja er möchte lieber unwissend seyn, als sich seine Kenntnisse vom Auslande holen. Das Wort: „Fremder", ist in England ein Schimpfname. Ein Ausländer, der auf diese Insel kömmt, wird selten gute Aufnahme bekommen, bloß deswegen, weil er ein Fremder ist.

Mit dem Nationalstolze hängt Patriotismus zusammen. Patriotismus ist eine Eigenschaft, wodurch die englische Nation vor allen andern Nationen in Europa sich auszeichnet. Jeder Engländer sieht sich für ein wichtiges Glied des Staats an, und indem er das Ganze und den Staat als einen Theil seines Eigenthums betrachtet, so interessirt er sich um alles, was seinen Staat angeht, nicht minder, als um seine Privatsachen. Vermöge einer bey ihm wohnenden Art von Kraft, wodurch er wegen seines eigenen Schicksals unbesorgt ist, vergißt er sich gleichsam selbst, und lebt uur für das

In-

Interesse seines Staats. Er scheut kein Opfer, sey es auch noch so groß und beschwerlich, wenn es nur zum Wohle seines Vaterlandes ist. Allein — Nationalstolz, ein hoher Grad von Patriotismus führt leicht zur Ungerechtigkeit, und macht verwegen, andere Nationen zu beleidigen. So ist es auch bey den Engländern. Mit ihrer Liebe für Menschenwohl gehen sie nicht über ihre Insel hinaus; es ist ihnen nicht möglich, sich eine noch allgemeinere und größere Gemeinheit, die, welche unter allen Europäern, oder unter allen Menschen ist, deutlich genug zu denken, um für das Interesse derselben erwärmt zu werden. Da sie bey ihrem Staate mit ihren Gedanken stehen bleiben, in der Erhaltung oder dem Wohle desselben, den letzten, höchsten Entzweck aller ihrer Handlungen, das einzige Löbliche und Pflichtmäßige sehen: so müssen sie nothwendig alle Mittel dazu für gleich gut, alle Maaßregeln für gerecht, und so bald Collisionen vorkommen, die Unterdrückung und Beeinträchtigung anderer Staaten für erlaubt halten; denn ihr Staat ist für sie die Welt. Aus allem leuchtet der Grundsatz bey ihnen hervor: „mag die ganze Welt vergehen, wenn nur Englands Wohl blühet!"

Diese Lieblosigkeit gegen Andere wird bey den Engländern zum heftigsten Hasse gegen solche Nationen, mit denen sie verschiedener Interesse wegen, häufig in Collision kommen. Wer kennt nicht den Haß der Engländer gegen die benachbarten Franzosen? Diesen Haß machen die nahe fortdauernde Lage beyder Nationen, welche zu Beleidigungen Anlaß giebt, und der besondere Charakter der Engländer, vermöge dessen alle ihre Ideen auf eine gewisse Weise sehr fix sind, in der That permanent, und der Versöhnlichkeit ganz unfähig. Selbst die Erziehung prägt schon diesen Haß ein; und jeder Vater ruft seinem Sohne, und dieser demnächst wieder dem seinigen zu; delenda est Carthago. Jenseits des Meeres herrscht ungefehr die nämliche Stimmung. *)

Der Stolz erzeugt Muth. Wer vieles von sich hält, traut sich auch vieles zu. Es ist eine Folge von dem lebhaften Bewußtseyn des Reichthums, der Stärke, und der günstigen Verfassung, daß die Engländer tapfer sind.

Gleich

---

*) S. Versuch über den englischen National-Charakter; von F. von der Decken. S. 75.

Gleich den Römern, die sie unter das Joch brachten, zeigen sie immer vielen Sinn für persönliche Tapferkeit, und eine gewisse Verachtung des Todes. Das Gefühl ihres starken nervösen Körperbaues, und die Schiffahrt, wodurch sie sich mit den Gefahren des Todes vertraut machen müssen, diesen persönlichen Muth noch um vieles verstärken.

5. Unter die Haupteigenschaften des englischen National-Charakters gehört auch der allgemein herrschende Handlungsgeist. In der That ist die Handlung derjenige Zweig, der in England am stärksten betrieben wird, und die erste Stelle im Staate verdient. Der Ackerbau, welchen der fruchtbare Boden so ergiebig macht, bringt viel ein, und dieser Gewinnst geht in England mit einer unglaublichen Schnelligkeit in Handlung über. Dieser Handelsgeist, der iu allen Dingen, womit Gewerbe getrieben werden kann, sich äussert, wird hauptsächlich begünstigt von der zum Handel bequemeu geographischen Lage, und von der Verfassung Englands. Die See, welche die Menschen am weitesten von einander zu scheiden scheint, ist immer der leichteste Weg ihres Verkehres; und der

der der Staat kann den Handel am beßten begünstigen, durch Aufmunterung, Privilegien und Gesetze.

Aus dem Handlungsgeiste gehen verschiedene Eigenschaften des englischen National-Charakters hervor:

Einmal: der Engländer ist thätig, industriös, sinnreich in Speculationen und Erfindungen. Fremde, die nach England kommen, müssen sich wundern, wie die ganze Nation von Thätigkeit beseelt ist. Alles bewegt sich in steter Arbeit, alles ist geschäftig, alle Hände sind in Arbeit. Man raffinirt, macht Pläne, Entwürfe, stellt Versuchungen jeder Art an, um seinen Profit am sicherßten zu machen, oder einen Weg zu entdecken, der gewisser dazu führt. Es liegt schon im Begriffe des Betriebes eines großen Handels, daß er großen Gefahren ausgesetzt und einem Risico unterworfen ist. Natürlich muß der Kaufmann nach dem Maaße, als er mehr wagt, als der Erfolg seines Handels dem Spiele des Glücks ausgesetzt ist, sich auch mehr anstrengen muß, vorsichtiger und thätiger seyn, um seinen Zweck nicht zu verfehlen.

Zweytens; Züge der Wahrhaftigkeit, der Redlichkeit sind in dem Charakter der Engländer unverkennbar. Der Handel hat seinen Grund in dem Credite, oder bringt denselben hervor. Wenn man die Erscheinung in der Welt erklären will, warum der Handel sich gewisse Länder und Gegenden gleichsam ausgesucht habe, in welchen er zu einer vorzüglichen Höhe gestiegen ist; so wird man freylich bequeme Lage, leichte Communication zu Wasser und zu Lande, und Betriebsamkeit der Einwohner, als Ursachen davon entdecken: aber unstreitig wird der moralische National-Charakter, Ehrlichkeit und Treue, mit zu denselben gehören. Ohne Ehrlichkeit ist schlechterdings kein blühender Handel möglich, und die Erfahrung hat es hinlänglich bestätiget, daß der Handel bald zu Ende war, wenn nicht thätige Beweise von Ehrlichkeit das erforderliche Zutrauen mit erhielten Eines der verächiltchsten Vergehungen bey den Engländern ist gewiß das Lügen. Selten lassen sie sich solches zu Schulden kommen. Allgemein wird von den Aeltern kein Fehler strenger bestraft, als das vorsätzliche Unwahrheitsagen ihrer Kinder.

Drittens: die Sucht, Geld zu erwerben, einseitige, schiefe Schätzung des Reichthums, sind mißfällige Züge des Engländers. Das, worauf alle seine Thätigkeit gerichtet ist, worauf alle seine Speculationen und Anstrengungen sich beziehen, ist Geld. Schon von Jugend auf wird er so mit Leib und Seele auf Gelderwerb gerichtet, daß er für nichts so viel Sinn hat, als für Gut und Reichthum. Den Werth eines Menschen pflegt er mehr nach der Schwere seines Geldkastens, als nach persönlichen Verdiensten zu schätzen: der Mann ist gut, heißt beim Handelsmanne nichts mehr, als: er ist reich, oder es läßt sich mit ihm guter Handel treiben. Ueberhaupt geht in grossen, reichen Staaten, was die Verbindungen zum Umgange betrift, Ansehnlichkeit des Vermögens, des Reichthums und des Ranges über alles: alle andere Convenienzen, welche unter Menschen seyn mögen, werden von diesen Gütern, die so sehr in die Augen fallen, überwogen. Selbst in ihren Liebschaften sind die Engländer oft nur zu sehr Kaufmänner, und haben dabey immer Nebenabsichten, als Reichthum,

Wohl-

Wohlstand oder gewisse viel versprechende Verbindungen.

Endlich herrscht bey den Engländern in allem ein gewisser Geist von Ordnung und Häuslichkeit. Zum Handel, zu allen Geschäften, die dazu gehören, ist eine genaue Ordnung unentbehrlich. Der Handelsmann muß seine Geschäfte nach einer Folge einzutheilen wissen und wirklich eintheilen, in der sie am leichtesten, am zweckmäßigsten verrichtet werden; allen Dingen, die um ihn sind, die zu seinem Eigenthume, zu seinem ganzen Wirkungskreise gehören, muß er diejenigen Plätze anweisen, wo sie am schicklichsten hinpassen, am besten gedeihen, am sichersten aufbewahrt sind. Diese Ordnung, verbunden mit gewisser Reinlichkeit, zeigt sich auch im Innern der Wohnungen der Engländer, in den Meublen und in der ganzen Einrichtung derselben.

6. Geselligkeit ist ein Gegenstand, in welchem die englische Nation, in Vergleich mit andern europäischen Nationen, noch weit zurück ist. Fremde, die nach England kommen, vermissen da immer am meisten den geselligen Ton, und dieß zwar mit dem größten Mißfallen, be-

sonders wenn sie von Frankreich auf diese Insel kommen. Zwar wird es seit einiger Zeit Mode, es mit den Engländern zu halten; aber es ist nur Affectation. Eben diejenigen, welche so gern die Schutzpatronen der brittischen Nation spielen mögen, würden vielleicht die ersten seyn, welche sich entschließen, die Insel zu verlassen, und nach Frankreich hinüber zu segeln. Schon die natürliche Gemüthsart des Engländers macht ihn zu einem angenehmen, gefälligen Geschäftstone ungeschickt. Bey seiner Kälte, bey seinem Ernste kann er unmöglich diejenige Lebhaftigkeit der Einbildungskraft besitzen, nicht von derjenigen Munterkeit und Heiterkeit des Geistes beseelt werden, welche zur Würze und Annehmlichkeit des Umganges gehört. Das solide, ernste, originelle Wesen, das er hat, erweckt zwar einen gewissen Grad von Achtung, aber es hält zugleich jede Geschmeidigkeit von ihm entfernt, weswegen er nicht leicht aus seinem gewöhnten Gleise heraustreten, sich andern nicht bald assimiliren kann. Eben weil der Engländer ein sehr starkes, originelles Gepräge hat, ist er nicht für jedermann. Ein ernstes Aeußere könnte man ungefähr zu den Feyertagskleidern zählen, die

frey-

freylich etwas prächtig aussehen; aber für den täglichen Umgang will man etwas Leichteres, etwas Gemächlicheres haben. — Ferner macht schon der Kaufmannsgeist ungesellig, in der Voraussetzung, daß der Handlungsstand den vornehmsten Stand ausmache. Darin gleicht der Handelsgeist dem Adelsgeiste. Ein Comptoir oder ein Haus ist von dem andern durch seine Geschäfte, wie ein Rittersitz, von dem andern durch eine Zugbrücke abgesondert. Zu einem guten Gesellschaftstone gehört: daß man selbst nicht zu viel eigene Geschäfte habe, die einem wichtiger sind, oder die man um anderer willen, nicht bey Seite setzen will. Der Kopf des Engländers ist mit den Ideen aus seinem Gewerbe, aus seinem Handel, so angefüllt, daß er dadurch nicht leicht an dem Antheil nimmt, was andere interessirt; er ist, oder wird zerstreut, wenn er zu andern kömmt, und ist verhindert, seine Aufmerksamkeit auf das, was andere ihm vortragen wollen, zu heften. Da übrigens die Engländer nicht für nöthig halten, andere um ihre Hülfe anzusprechen; da jeder sich für stark und wohlhabend hält, so bewerben sie sich wenig um den Beyfall der Menschen, und sind gar nicht bemüht, sich

ihnen

ihnen gefällig zu machen. Sie lieben mehr den einsamen Umgang mit sich und den Musen, außerhalb den großen Zirkeln der Menschen, in der Natur. Die aufgeklärtesten Personen, von welchen der eigentliche Nationalgeist in der Litteratur ausgeht, leben in England viel auf dem Lande; und dieser beständige Aufenthalt giebt ihnen häufige Gelegenheit, eine Menge von Gegenständen mit ihrem Geiste zu ergreifen, und in ihren Ideen- und Gefühlkreis aufzunehmen, welche sie mit Vergnügen erfüllen.

Indessen läßt es sich nicht läugnen, daß der Engländer mit einem Menschen, den er einmal genauer kennen gelernt hat, freundschaftlich umgeht, und gegen ihn gemeiniglich sich dienstfertiger beweißt, als der zuvorkommende Franzose.*)

---

*) Darauf mag sich zum Theil wohl manches Rühmliche beziehen, was Erasmus von der englischen Nation so laut gepriesen hat: Si Britanniae dotes satis pernosses, fauste, nec tu alitis pedibus huc accurreres; et si podagra tua non sineret, saeculum te fieri optares. Nam ut e plurimis unum quiddam attingam: snnt hic nymphae divinis vultibus, blandae, faciles, et

et quas tu tuis camoenis facile anteponas. Est praeterea mos nunquam satis laudatus. Sive quo venias, omnium osculis exciperis, sive discedas aliquo, osculis dimitteris; redis redduntur suavia; venitur ad te, propinantur suavia; disceditur abs te, dividuntur basia; occurritur alicubi, basiatur affatim; denique quocunque te moveas, suaviorum plena sunt omnia. S. Ep. C. V. 10.

IX.

IX.

Charakteristik der französischen Nation.

Keine Nation in Europa hat sich in den neuesten Zeiten, so merkwürdig gemacht, als die französische. Der Krieg, den diese Nation führte, der Muth und das Glück, womit sie in demselben focht, der mächtige Einfluß, den sie auf das Schicksal vieler Länder, und unter andern besonders auf Deutschland hatte; die auffallende politische Veränderung, die sich mit ihrer Verfassung zutrug, werden ihren Namen in der Geschichte der europäischen Staaten zu allen Zeiten auszeichnen.

Wie merkwürdig die Thaten dieser Nation, so interessant ist ihre Charakteristik.

I.

1. Ein hoher Grad von Lebhaftigkeit ist ein Hauptzug in dem Charakter der Franzosen. Diese Eigenschaft zeiget sich in ihrem ganzen Wesen. Ihr Geist faßt schnell, kömmt schnell von einem Begriffe zum andern; aber diese Schnelligkeit, ohne Deutlichkeit der Vorstellungen, ist bey ihnen nur Flüchtigkeit. Ihr Gemüth ist sehr empfindsam; schnell entstehen die Empfindungen, und gehen wieder eben so schnell vorüber.

Da die Franzosen wegen Zartheit ihrer Nerven sehr lebhaft empfinden; so gerathen sie leicht in Affect. Was ein anderer Mensch mit gewisser Ruhe angenehm oder unangenehmer fühlt, das ist bey ihnen im Stande, starke Begierde und großen Abscheu zu erwecken. Wie überhaupt bey ihnen alle Eindrücke lebhaft sind; so werden sie auch auf gleiche Weise durch das Angenehme, wie durch das Unangenehme, stärker, als andere kältere Menschen, entflammt. Daher kömmt es, daß sie in allem, was sie fühlen, denken und thun, übertrieben sind. Es ist eine fast nothwendige Eigenschaft eines lebhaften Charakters, einer lebhaften Einbildungskraft, alles über die Maßen zu vergrößern. Sieht man

dieß

dieß nicht in Frankreich häufig bey den Dichtern, Rednern, selbst bey den gemeinsten Menschen, wenn sie etwas vortragen, erzählen, den von irgend einem Gegenstande erhaltenen Eindruck erklären oder ausdrücken wollen? Die französischen Schriftsteller bringen dem zufolge gar oft ihre häufigen Figuren am unrechten Orte an; sie streuen überall Blumen aus mit vollen Händen, wo man doch nur reife Früchte verlangt. Selbst in der französischen Sprache haben sich so viele übertriebene Ausdrücke in den alltäglichen Redensarten eingeschlichen, daß man oft bey ganz gleichgiltigen Dingen Worte hört, die Bewunderung, Zartheit, Entzücken u. s. w. ausdrücken, wo andere übrigens ganz kalt bleiben; daß man den Redner öfters betheuern und schwören hört, wo kein Mensch an der Wahrheit zweifeln würde, wenn sie auch noch so schwach und nachlässig gesagt worden wäre.

Wer lebhaft fühlt, schnell von einem Begriffe zum andern überspringt, ist weder geschickt noch geneigt, über eine Sache, wenn sie ihm auch interessant wäre, lange nachzudenken. Mangel von reifem Nachdenken erzeugt Oberflächlichkeit, Seichtigkeit. Dieß sieht man

genug

genug an den Franzosen. Allen ihren Producten, sie mögen nun in Erfindungen, neuen Entdeckungen, Moden u. s. w. bestehen, fehlt das Gepräche ächter Originalitat und einer gründlichen Speculation. Ein herrschender Grad von Lebhaftigkeit des Geistes macht immer, daß der Verstand weniger thut, daß die Wirkungen der Vernunft gehemmt werden, und der Mensch nicht zu demjenigen Grade der Gründlichkeit und Standhaftigkeit gelangen kann, dessen andere weniger lebhafte Menschen, fähig sind. Der Franzose ermüdet leicht unter Geschäften, und ist doch immer beschäftigt in dem, was blos Spiel ist. Was große Anstrengung erfordert, vermeidet er. Daher seine philosophischen Abhandlungen in Duodezformat, die Esprits aller Art, die metaphisischen Speculationen in Kapitelchen zerstückt, die Menge Encyklopädien, Wörterbücher und Allmanache. Eben durch den Mangel der Originalität und Gründlichkeit unterscheidet sich der Franzose am meisten von dem Engländer. Sterne hat durch das bekannte bon mot diesen Unterschied genau angegeben. Da man ihn nämlich zur Angabe des Unterschiedes zwischen der englischen und französischen Nation aufforderte;

forderte; so sagte er, indem er einen neuen wohlgeprägten Penny aus der Tasche zog: das ist der Engländer, und das hier, indem er einen alten, der sein Gepräge ganz verlohren hatte, daneben legte, ist der Franzose!

Eine lebhafte Einbildungskraft macht die Grundlage des Witzes aus. Wie der Verstand überall auf deutliches und entwickeltes Denken zielet, so scheint der Witz auf sinnliche aber sehr lebhafte Vorstellungen zu lenken. Wie die Kinder mit dem Gelde spielen, und keinen Unterschied zwischen gemünzten Gelde und den sogenannten Zahl- oder Rechenpfennigen machen; gerade so geht der französische Witz auf das, was die Vorstellungen an sich sinnliches und ergötzendes haben, ohne auf den anderweitigen Gebrauch derselben zu sehen. Eine Begebenheit, die sich auf Glück oder Unglück bezieht, und die andern Menschen ihren Folgen halber merkwürdig ist, rührt die Franzosen mehr durch ihre Beschaffenheit, als durch ihre Folgen. Sie lachen bisweilen über das, was andern Thränen auspreßt, und ärgern sich, wo andere durch Freude gereizet werden. An artige Kleinigkeiten gewöhnt, legen sie unnützen Dingen, wenn sie nur die Phan-

Phantasie reitzen, einen hohen Werth bey. Die gründlichste Rede, worin sie zu ernstlicher Ueberlegung dessen, was zu ihrem wahren Interesse dient, ermahnet würden, thut bey ihnen weniger Wirkung, als ein witziger Einfall; ein witziges, schalkhaftes Lied wird der wichtigsten Rede vorgezogen, und ein Mensch, der, wie Socrates, die Sitten denkt und predigt, macht bey ihnen gegen einen Petronius eine schlechte Fignr. Dadurch verliert das Gemüth nothwendig alle Stärke, und wird von dem Großen und Erhabenen, das die Sphäre der Phantasie weniger berührt, abgezogen.

Ungeschickt und ungeneigt zum ernsten Prüfen, zum kalten Ueberlegen, womit man die Beschaffenheit und den ganzen Zusammenhang der Dinge durchforscht; geleitet von lebhafter Einbildungskraft, welche die Gegenstände nicht in ihren Folgen und Wirkungen, sondern in ihrer Beziehung auf die Beschäftigung der Phantasie, des Witzes, beurtheilt, besitzen die Franzosen einen hohen Grad von Leichtsinn. Es ist nichts, das einen tiefen, bleibenden Eindruck auf sie machte; keine Freude unterhält sie lange; kein Uebel, keine Gefahr, keine Furcht vor der Zukunft

kunft schlägt sie nieder, oder beunruhigt sie so sehr und so lange, als es bey andern Menschen der Fall ist, die alles tiefer in sich eindringen lassen. Man sagt daher mit Recht von ihnen: daß sie keine gute, vorsichtige, auf die Zukunft rechnende Haushälter, daß sie schlimme Schuldner und sorgenlose Verwalter seyn. Aus diesem herrschenden Leichtsinne entspringt hauptsächlich der Hang zur Fröhlichkeit und Munterkeit; die Disposition, alle Gegenstände lachend und rosenfarben zu erblicken. Es ist zum Erstaunen, welch froher, heiterer Sinn das französische Volk belebt. Die Franzosen ergötzen sich an Dingen, die der nachdenkende Verstand für schädlich halten würde; sie vertanzen und verscherzen ihre unangenehmen Empfindungen. Dies ist es auch, warum man ihnen oft so gut seyn muß. Denn wer noch aus ganzem Herzen lachen, sich den Aufwallungen einer lebhaften Freude überlassen kann, der ist kein böser Mensch. Tücke und Bosheit machen zerstreut, ernsthaft, nachdenkend verschlossen; mais un homme, qui rit ne sera jamais dangereux.

2. Aus der Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit der Empfindung, aus dem Mangel des ernsten

Nach-

Nachdenkens, des Verstandes entsteht Veränderlichkeit. Wie die Gegenstände und die Eindrücke, welche auf die Seele wirken, verschieden, abwechselnd und veränderlich sind, so veränderlich, so unbeständig sind auch die Franzosen. Nichts hält bey ihnen eine geraume Zeit an; keine Empfindung, kein Gedanke, kein Entschluß verweilt lange in ihrer Seele. Sie sind veränderlich in allem, was sie thun, genießen und sich vornehmen. Gleich den Schmetterlingen, die von einer Blume zur andern fliegen, werden sie durch ihren flatterhaften Geist von einem Gegenstande der Freude, des Vergnügens, der Lust und Unlust zum andern fortgetrieben. In einem Augenblicke kann man sie weinen, im andern wieder lachen sehen. Das Auge, dem die Thränen des Kummers noch nicht entfallen sind, glänzt schon wieder von schalkhaften Blicken; itzt wollen sie verzweifeln, gleich nachher überlassen sie sich wieder dem ausschweifendsten Muthwillen. Da sie ehrlicherweise öfters versprechen, ohne zu bedenken, ob sie es zu erfüllen im Stande sind, so lassen sie das Versprechen auch öfters unerfüllt.

In

In keinem Stücke hat die französische Nation ihren veränderlichen, flatterhaften Geist deutlicher gezeigt, als in Erfindung der Moden. Moden sind an und für sich schon veränderlich, zumal bey einer Nation, deren Charakter Veränderlichkeit selbst ist. Keine Nation in Europa übertrift hierin die französische. Diese kann allen zum Muster dienen, und hat auch dazu gedienet. Das französische Volk, so wie es mit mehr Feuer fühlt und denkt, wird auch durch Witz und Schmeicheley leicht gewonnen, durch Beredsamkeit leicht überwältigt, durch Ideen, die lebhaft seiner Phantasie vorgemahlt werden, wenigstens auf eine Zeitlang in seiner Denkungsart determinirt, und oft zu den raschesten Entschlüssen hingerissen. Jede seltsame, durch ihr Gepräge der Neuheit sich auszeichnende Lehre nimmt es willig an, wenn es auch die ersten Grundsätze derselben nicht versteht; und in jede Staatsform, wenn sie auch mit ihrer Tendenz nicht übereinstimmt, schickt es sich mit leichter Mühe, wenn nur ein Mächtiger, der dazu Ansehen und Geschicklichkeit besitzt, es durch vorgemachte Spiele von Blendwerk zu täuschen weiß. Ein hoher Grad von Geschmeidigkeit läßt sich im Charakter

rakter des Franzosen nicht verkennen. Wie er mit unersättlicher Begierde neue Gegenstände seiner Beschäftigung und Empfindung aufsucht; so weiß er sich auch mit gewisser Fertigkeit in alle die Handlungen, die sich von dieser Begierde herschreiben, zu schicken. Die Geschmeidigkeit seines Wesens geht so weit, daß er sich treflich darauf versteht, alles, was er an Andern sieht, alle Manieren, Biegungen, ja sogar die Stimme Anderer, auf die täuschendste Art nachzumachen.

3. Ein besonderer Hang zur Sinnlichkeit, zum Vergnügen, ist auch ein Hauptzug im französischen National-Charakter. Der Grund dieser Eigenschaft mag wohl in der erhöhten Reizbarkeit der Nerven, in der großen Lebhaftigkeit des Geistes, und in der überschwenglichen Pracht, in dem bis auf den höchsten Grad getriebenen Luxus liegen, welcher in ältern wie in neuern Zeiten an den französischen Höfen geherrscht hat. Der Franzose ist sinnlich, d. h. es herrscht in seiner Seele die starke Begier, in seinem Verlangen und Thun sich immer nach seinen sinnlichen Empfindungen und Gefühlen zu richten. Er sieht nicht sowohl darauf, was nützlich,

lich, recht und gut ist, sondern was seiner Empfindung gefällt oder nicht gefällt. In der That hat keine Nation in Europa, außer den mannichfaltigen Bedürfnissen des Lebens, so viel zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen gethan; keine war von jeher so erfinderisch, nicht zwar im Reiche der Wissenschaften, der Natur, wohl aber in der Kunst, die Schönheiten jeder Art zu genießen, und die Sinne zu kitzeln, als die französische. Aber diese Begier nach Vergnügen geht nicht auf Gegenstände des stillen häuslichen Lebens und der reizenden Natur, sondern auf große, geräuschvolle, prächtige und glänzende Gegenstände. Die Beziehung seines Daseyns auf Glückseligkeit, als auf den höchsten Zweck, ist immer Ursache vieler Uebel, am gewissesten bey sehr lebhaften Menschen. In der Stärke des Empfindungsvermögens liegt der Grund der Affecte, und in den Affecten der Grund zu den auffallendsten Vergehungen und Ausschweifungen. Die Einbildungskraft befeuert alle sinnlichen Begierden und Vergnügungen, und giebt diesen einen großen Sporn, den Vergnügungen einen starken Reiz. Daher die vielen Ausschweifungen und alle Arten des verfeinerten, wie des gröbern Luxus,

worin

worin diese Nation zu allen Zeiten sich ausgezeichnet hat.

Aber eben die zarte Empfindsamkeit des Herzens, welche die Franzosen so geschwind dem Abgrunde des Verderbens entgegen führt, ist auch Schuld, daß sie bald wieder unter guter Leitung davon zurückgeführt werden können. Denn Niemand ist des Guten mehr fähig, als ein lebhafter, munterer Geist. Indessen beweißt es die Erfahrung oft, daß leichtsinnige, lebhafte, sorglose Menschen schlimm zu bekehrende Sünder sind; da sie zwar tiefe Reue empfinden können, aber sie nie so lange in sich herrschen lassen, daß sie zum Gram werden könnte.

4. Was den Trieb, die Ausbildung des Talents zur G e s e l l i g k e i t, was den C o n v e r s a t i o n s g e s c h m a c k betrift, so sind die Franzosen wohl die ersten unter allen Europäern. Die Artigkeit, Höflichkeit, Zärtlichkeit und alle damit zusammenhängenden Eigenschaften scheinen sie den ehemaligen Bewohnern Athens abgewonnen zu haben. – Dieser Charakterzug ist nicht etwas zufällig angenommenes; sondern steht mit dem individuellen Daseyn des französischen Volks in unmittelbarer Verbindung; er ist nicht etwa

das Eigenthümliche einer Klasse oder eines Standes, sondern zeichnet eben sowohl den Monarchen als den Bettler aus; er ist das Eigenthümliche, das der Franzose in jedem Lande und unter jedem Himmelsstriche nicht ablegt, und das sich kein Fremder, weder der ernste Engländer, noch der geschmeidige Deutsche, wenn er sich in Frankreich aufhält, je aneignen kann.

Ich möchte diesen Charakterzug aus folgenden Ursachen erklären.

Erstlich: eben das lebhafte, muntere Wesen der Franzosen macht sie zu treflichen Gesellschaftern. Wer lebhaft fühlt und empfindet, kann schwerlich seine Gefühle und Empfindungen in sich verschließen; er sucht andere auf, denen er sich mittheilen kann. Der Trieb zur Mittheilung ist beym Franzosen leidenschaftlich. Aber er kann auch meistens das, was in seiner Empfindung liegt, leicht ausdrücken, und seine erhöhte Einbildungskraft führt Ideen in Menge und in der schönsten Verbindung herbey. Daher die Lebhaftigkeit und Stärke seines Ausdruckes, die süße Schwatzhaftigkeit in zärtlichen Affecten, die große Mannigfaltigkeit lieblicher, reizender Bilder, und der, jeder Empfindung, jedem

Ge-

Gedanken angemessene Ton. Und in der That sind doch Leichtigkeit und Fluß der Rede ein Reichthum von guten, ungesuchten Ausdrücken, besonders das eigenthümliche Wort, und die Geschmeidigkeit, es in dem ersten Augenblicke zu treffen, wirkliche Erfordernisse eines guten gesellschaftlichen Redners.

Die Lebhaftigkeit hat an sich selbst, ohne Rücksicht auf ihre Ursachen oder Wirkungen, etwas, das gefällt. Denn wie wir überhaupt Leben und Bewegung der Ruhe vorziehen; so gefällt es uns auch, wenn in dem Leben und in der Thätigkeit bisweilen einige lebhafte Augenblicke vorkommen. Lebhaftigkeit ist eine Würze zur Erhöhung der gewöhnlichen Vorstellungen. Fröhlichkeit und gute Laune gehören mit zu dem angenehmen Gesellschaftstone: aber eine sanfte, heitre, nicht lärmende Fröhlichkeit. Alles, was rauschend ist, wird niedrig, gemein, und ermüdet. Aber eine Anlage zum Vergnügen muß durch das ganze Gespräch hindurch schimmern; und wenn dann von Zeit zu Zeit Blitze von Witz und unbeleidigendem Scherze auflodern; so ist dieß die Art der Unterhaltung, welche den Umgang eines Franzosen so angenehm macht. Aechte,

te, muntere Laune pflegt ansteckend zu seyn, und diese Epidemie hat etwas sehr wohlthätiges. Es ist doch wahrlich ein reizendes Glück, einmal alle Sorgen und Plagen dieser Welt weglachen zu dürfen.

Eine lebhafte, heitere Seele ist offenherzig, sorglos, Vertrauen einflößend. Wer weiß nicht, wie sehr geschickt diese Eigenschaften einen Menschen zur angenehmen Unterhaltung machen? Wie gern geht man mit Menschen um, die nicht zurückhaltend, tückisch, steif und auf Ceremoniel erpichtet sind? Wenn man jedes Wort abwägen, jeden unbedeutenden Schritt abmessen muß, um andern keine Gelegenheit zu schändlichem Verdachte zu geben; so macht dieß genirt. Offenherzigkeit bey dem einen, erregt Zutrauen bey dem andern. Wie geläufig spricht der, welcher andern, zu denen er spricht, trauen darf? Man wird hingegen verlegen, wenn andere die erwiesene Offenherzigkeit nicht erwiedern, sondern immer ängstig auf ihrer Hut sind.

Wenden wir einen Blick auf die Franzosen. Beweißt es nicht die Erfahrung, daß sie oft geschwind und leicht gewisse Verbindungen errichten, welche vielleicht ein Deutscher oder Engländer

der niemals erhalten wird? Nach einem kurzen Umgange gelangen sie leicht zur Vertraulichkeit mit andern; in kurzem nehmen sie in den Familien, wo sie einmal bekannt sind, an den Geheimnissen Theil, und werden als Rathgeber in Geschäften, als Unterhändler, Friedensstifter, oder als Beystände, Lehrer gebraucht. Dieß rührt allein daher, daß sie, vermöge ihrer Person, ihres Benehmens und Characters, nicht aber vermöge der Ansprüche, die ihnen ihr Stand und Beruf giebt, auf andere Menschen, mit denen sie in Berührung kommen, günstigen Eindruck machen.

Zweytens: selbst die Verstandesanlage, die Geistesbildung, wie sie der Franzose hat, ist dem guten Gesellschaftstone günstig. Ein tief gründender, blos raisonnirender Verstand ist nicht dem gesellschaftlichen Geschmack angemessen: wohl aber ein schlichter, leicht beobachtender, fertig verbindender, und nicht sowohl auf das Allgemeine, als Besondere und Individuelle zielender. Dieß ist eben der, dem französischen National-Character eigene Verstand. Dieser Verstand ist gerade hinlänglich zur Unterhaltung, und um anderer ihren in Gang zu bringen; nicht

aber so groß, daß er sie demüthigen könnte. Er läßt keine Anstrengung merken, und macht dadurch den Umgang andern leicht; er scheint das, was er sagt, nicht mit Mühe ausgearbeitet, noch mit besonderer Absicht gewählt zu haben, sondern von andern Dingen dazu veranlaßt zu seyn. Er ist zufrieden auch mit dem Mittelmäßigen, dem Gemeinen, was in dem Gespräche vorkömmt, und weiß sogar etwas Interessantes hinein zu legen, und durch Anwendung sie witzig zu machen. Nicht zu tief in sein eigenes Gleise versenkt, noch zu sehr auf seinen eigenen Gang beschränkt, kann er sich leicht auf jede Seite lenken, wohin ihn die Umstände leiten. Daher seine Geschmeidigkeit. Mit durchdringendem Blicke forscht er geschwind die Personen, mit denen er es zu thun hat, aus, und weiß sich nach den gemachten Entdeckungen leicht zu richten; er besitzt die Kunst, zu bemerken, was sie nach ihrem Charakter überhaupt und nach ihrer heutigen Laune insbesondere verlangen, und nimmt dann ein Betragen an, das sich in diese Umstände schickt. Alles wird in der Unterhaltung angenehmer, Neugierde und Theilnahme zu erregen geschickter; wenn es auf die Personen, mit denen man umgeht,

geht, und auf ihren gegenwärtigen Zustand eine unmittelbare Beziehung hat.

Drittens: zum Genusse des geselligen Lebens gehören gegenseitige Aufopferungen und Dienstleistungen. Die Franzosen sind ein gutmüthiges, weichherziges und dienstfertiges Volk. Eine feine Textur der Nerven, eine gewisse Zärtlichkeit des Gefühls macht, daß sie leicht von anderer Noth gerührt werden. Eben die Schwäche, welche sie zu tiefen, anhaltenden Meditationen unfähig macht, macht auch, daß sie weichherziger sind, und von dem sinnlichen Anblicke fremder Bedürfnisse mehr afficirt werden. Leer von eignen Gedanken und Entwürfen, nehmen sie sich der Angelegenheiten, Aufträge, Bitten andrer leicht an, und mischen sich lieber in die Affairen andrer. Wenn dazu noch der Gedanke an den Ruhm der Dienstfertigkeit, an die Dankbarkeit und Ergebenheit andrer kömmt, so haben sie zwey Bewegungsgründe zur Dienstleistung, Begierde nach Zeitvertreibe, und Begierde nach Lobe.

Sie scheuen keinen Aufwand, keine Ausgaben, wenn sie zu ihrem Vergnügen, oder zur Freude andrer dienen. Ihr Aufwand, ihre

Frey-

Freygebigkeit richten sich nicht immer nach den Gesetzen der Häuslichkeit. Denn zufolge ihres sorglosen Leichtsinns bedenken sie nicht die Folgen von dem, was sie thun, und da sie ein unbegrenztes entschlossenes Zutrauen in sich selbst setzen, vermöge dessen sie von ihren Talenten oder ihrem guten Glücke alles erwarten, so glauben sie sicher vor künftigem Mangel zu seyn.

Diese Gutmüthigkeit, diese zuvorkommende Dienstfertigkeit, zeigt der Franzose bey jeder Gelegenheit. Sein offenes Herz, das gern andern Vergnügen machen will, offenbart sich bey allem, was er sagt und thut, und in der Art, wie er es sagt und thut. Seine Liebe gegen andere zeigt er mehr dadurch, daß er ihren Willen thut, als daß er sie schmeichelhaft lobt, daß er alles, wodurch sie sich zu unterscheiden wünschen, gewahr wird, und ihnen Gelegenheit giebt, ihre Vorzüge zu produciren; daß er sich über keine der eingeführten Zeitvertreibe erhaben dünkt, sondern an allen, nicht blos aus Gefällgkeit, sondern mit Wohlgefallen Theil nimmt.

Dieses liebevolle, gefällige Wesen, die allgemeine Wohlgewogenheit, die den Franzosen zu einem so guten Gesellschafter macht, sind aber auch

Schuld,

Schuld, daß er weniger zu einer wahren Freundschaft geschickt ist. Von seiner Veränderlichkeit abgesehn, hindert ihn schon eben die Zerstreuung, in welcher er lebt, welche er liebt und aufsucht, mit Einem oder dem Andern so ganz zusammen zu wachsen. Er fühlt das Bedürfniß davon weniger, weil seine Zeit mit Vergnügen angefüllt ist. Seine Begierden, die unter viele Gegenstände getheilt sind, können gegen keinem zu einer starken Leidenschaft werden. Sein Herz, das sehr tiefer Eindrücke fähig ist, macht an andere zu große Forderungen, und selten können sie ihm Gnüge thun.

Viertens: schon die Erziehung der Franzosen trägt vieles zur Bildung ihres Conversationsgeschmackes bey. In Frankreich ist es Sitte, daß man schon Kinder mit in Gesellschaften bringt. Man richtet sie frühzeitig dazu ab, daß sie sich da geschickt und artig benehmen. Man lobt ihre Dreistigkeit und das Zutrauen zu sich selbst. Auf diese Art lernen die Franzosen schon von Kindheit an, wie man sich in Gesellschaft, im Umgange mit andern Menschen betragen müsse: aber es wird ihnen auch eben dadurch die Blödigkeit benommen, welche ein so mächtiges

ges Hinderniß eines guten Gesellschaftstones ist. Wer ohne Blödigkeit spricht, spricht geläufiger, der Gang seiner Ideen ist schneller, der Ausdruck derselben passender; er scheint mit der Dreistigkeit neue Fähigkeiten bekommen zu haben.

Fünftens: Das Vergnügen, wie die Bildung, welche sich auf das gesellschaftliche Leben bezieht, hängt großentheils von dem schönen Geschlechte ab. Wenn überhaupt die Grundsätze der Geselligkeit um so richtiger, die Uebung der Artigkeit um so vollkommener werden, je mehr Umgang und Verkehr mit den Menschen ist: so muß dieß in viel höherem Grade zutreffen, wenn sich Personen, mit denen man umgeht, durch Artigkeit auszeichnen. Das französische Frauenzimmer ist sehr artig und gebildet; nicht selten schön und hübsch. In keinem Lande in Europa wird dem Frauenzimmer so sehr geschmeichelt, als in Frankreich. Es hat seine Herrschaft immer höher getrieben, und durch die artigsten Manieren und Künste befestigt. Es beurtheilt und bestimmt alles, was den Geschmack betrift; hat aber auch eine weit freyere Aufführung angenommen, als in andern Ländern gewöhnlich ist. Der Umgang zwischen beyden Geschlechtern ist sehr

ver-

vertraulich und frey. Die Herren, in Gesellschaft von Frauenzimmern, erlauben sich oft Handlungen, die man in andern Ländern für unanständig und verächtlich hält; und die Frauenzimmer scheinen von den Eigenschaften, Bescheidenheit, Keuschheit und Zartheit, welche die schönsten Tugenden des weiblichen Geschlechtes ausmachen, besondere Begriffe zu haben, die man bey andern Nationen nicht findet.

So vertraulich indessen beyde Geschlechter unter den Franzosen mit einander sind; so ist doch wenig eigentliche und standhafte Liebe bey ihnen anzutreffen; desto mehr aber von der veränderlichen Bemühung um die Gunst von vielen, so weit sie durch gefälliges Putzen und schmeichelndes Betragen erworben wird; einer Bemühung, die man mit dem zweydeutigen Worte galant oder Galanterie ausdrückt. Unter beyden Geschlechtern ist das Weben und Streben nach Beyfall und Ergebenheit leidenschaftlich. Das Frauenzimmer, ob es gleich die natürliche Verfälschung des Gesichts durch die Schminke so allgemein und eifrig liebte, glaubte doch nicht, daß die neuen Moden, welche von den Haarkräuslern, Putzmacherinnen und Schneidern ersonnen

sonnen wurden, Vorschriften für alle Personen seines Geschlechts sind. Es erfindet selbst, ändert und bessert an dem üblichen Putze, zum Vortheil seiner Gestalt. Man liebt jetzt ein bleiches Gesicht, und stellt Griechinnen vor.

Die Damen führten, besonders zur Zeit, wo sie häufig an den Hof gezogen wurden, neue Arten von Höflichkeitsformeln ein, die sich auf einen Fluß von feinen Wörtern, auf geläufige Versicherungen der Liebe und Freundschaft, auf leichte Wendung und Stellung des Körpers und anderweitige Fertigkeiten desselben bezogen. Das gefälligste Betragen, mit einer Menge wohlklingender aber nicht viel bedeutender Redensarten, die man Complimente nennt, begleitet, füllte die Gesellschaften zu Jedermanns Zufriedenheit aus. Die Damensprache wurde die allgemeine Sprache der Nation. Mit einem gewissen Sclavensinne gehorchten die Franzosen dieser reizenden Leitung. Aber sie hatten auch das Vergnügen, von ihren Schönen Artigkeit und Feinheit im Umgange zu lernen, welche andern Völkern, z. B. den steifen Holländern und Türken, deren Umgang mit ihren Frauenzimmern selten und beschränkt ist, nie zu Theile werden wird.

Sechstens: auch der verfeinerte Geschmack, die erhöhte Pracht und der überschwengliche Luxus, welcher zu verschiedenen Zeiten an dem französischen Hofe herrschte, mußte auf die Bildung des Conversationsgeschmackes der ganzen Nation einen mächtigen Einfluß haben. Der französische Hof war von jeher der Sitz der raffinirtesten Galanterie und Verfeinerung. Unter Ludwig XIV. war die Verfeinerung, Luxus und Pracht auf das höchste gestiegen. Man studierte und trieb damals die süßesten Spiele gefälliger Täuschung; man schmeichelte einander, widersprach, und schien doch nicht zu widersprechen; man schüttete witzige Einfälle aus, und suchte der Zeit auf die fröhlichste Art los zu werden. Die Damen wurden häufig nach Hofe gezogen, und nach ihrem Geschmack bildete sich auch der Ton und alle Etikette.

Darnach richtete sich auch die französische Sprache. Sie wurde mit einer Menge artiger Nichts oder Kleinigkeiten, wie man sie mit Recht nannte, bereichert, und ward so zur leichten, angenehmen Unterhaltung die allerschicklichste. Deswegen wurde sie damals auch allgemein beliebt, nachgeahmt, und zur allgemeinen Hofsprache

che gemacht. Die Elegants de la cour, sonst petits maitres genannt, Galanterie, bon ton, esprit de conduite u. s. w. sind Ausdrücke, die mehr die Eigenthümlichkeit der französischen Sinnesart, als den Gegenstand bezeichnen, so daß sie sich nicht leicht in andere Sprachen übersetzen lassen.

5. Noch ein besonders eigenthümlicher Zug in der Denkungsart der Franzosen ist die hohe Meinung von ihrer Nation, welche sie selbst oft laut genug die vornehmste, gesittetste und vollkommenste unter allen genannt haben. Dieser Stolz mag zum Theil auf wirkliche, zum Theil auf blos eingebildete Vorzüge beruhen.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Franzosen eine artige, gebildete, und was den Geschmack im Schönen des Umgangs, der Moden, der Geselligkeit betrift, eine vorzüglich ausgezeichnete Nation sey. In den letzten Jahrhunderten und darüber, waren sie wirklich sehr verfeinert. Ihr leidenschaftlicher Trieb zur Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen war immer die Ursache, und ist es noch, daß sich ihre Köpfe lebhaft an einander reiben, wodurch eine schnelle, allgemeine Gedanken- und Empfindungs-Circulation ent-

entsteht, welche zu einer fortschreitenden, allgemeinen Cultur aller Stände ungemein viel beytragen muß. Ihre Künstler und witzigen Schriftsteller waren jederzeit berühmt, und sie glaubten einst einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht zu haben, daß sogar die alten Griechen und Römer in den Werken des Geistes von ihnen weit übertroffen würden.

Besonders die Erfindungen der verschiedenen Moden sind es, wodurch die Franzosen so viele Aufmerksamkeit erregten. Diese, wie auch die Sprache und Sitten der Franzosen ahmten andere begierig nach; die Deutschen, selbst die Engländer, richteten sich darnach. Man glaubte, durch diese Nachahmung sich eben die Liebenswürdigkeit zu erwerben, welche den Franzosen eigen ist. Zur Zeit Ludwigs XIV. wo der französische Hof der prächtigste in ganz Europa war, reiste man aus allen Gegenden nach Frankreich, um die ungemeine Aufnahme, in welche sein Reich und seine Nation gekommen war, zu betrachten. Viele tausend Franzosen ließen sich damals in fremde Länder nieder, und das Neue, Angenehme und Gefällige, das sie mitbrachten, wurde hin und wider ohne

terschied angenommen. Viele ihrer Künstler und Schriftsteller fanden im Auslande die beste Aufnahme, und wurden als die einzigen ihrer Art betrachtet, während daß eben daselbst die einheimischen vortreflichen Köpfe kaum einmal bekannt waren. Dieses alles mußte natürlich dem lebhaften Franzosen eine hohe Meinung von seinem Werthe und seinen Verdiensten beybringen. Wenn er in den Moden, in den Abwechslungen des Kopfputzes und der Kleidertrachten, das Muster der meisten Europäer geworden ist; so kann er leicht auf den Gedanken gerathen, daß er es auch in Dingen sey, die etwas mehr bedeuten.

Alles schätzt der Franzose außerordentlich hoch, was ihm oder seinem Vaterlande angehört, was er oder sein Vaterland hervorgebracht hat. Die Vorschrift der griechischen Philosophen: ehre dich selbst, ist bey ihm in einem Sinne zur übertriebenen Maxime geworden.*) Stolz auf sein

*) Die Selbstliebe der Franzosen hat Goldshmith auf folgende Art beschrieben: Jede Sache, die ihnen und ihrer Nation gehört, ist groß, prächtig, über allen Ausdruck, ganz romantisch! jeder Garten ist ihnen ein Paradies, jede Stoppe ein Pallast, und jedes Weib ein Engel. Sie schließen ihre

sein Vaterland, dem er so viele wahre und eingebildete Vorzüge zuschreibt, ist er ein eifriger Patriot. Sein Patriotismus lodert in Flammen auf, wenn die Rede von seiner Republik ist, die Ehre seiner Nation ist ihm alles. Wer seine Nation preißt, preißt jedes Individuum derselben, und dem, zu welchem er spricht, ist es gerade so zu Gemüthe, wie dem weisen Sokrates, der, so oft er eine Rede auf das Lob der Athenienser hörte, stolzer und höher einherzutreten glaubte. Die Freyheit, welche er liebt, glaubt er in seiner Republik zu finden, für sie streitet er mit Muth und Enthusiasmus.

Die übertriebene Meinung, welche der Franzose von seinen Eigenschaften hat, hindert ihn, das Schöne und Vorzügliche anderer Nationen kennen zu lernen. Wenn er auch in andre Länder reist, so thut er das selten aus der Absicht, um die Sitten, Gebräuche, das Genie und die Kunst

re Augen auf, öffnen den Mund weit, und rufen ganz entzückt: Sacre! welche Schönheit! o ciel! welcher Geschmack! Mort de ma vie! welche Erhabenheit! Kömmt uns ein Volk bey? wir sind die Nation der Menschen, und alle übrigen sind nichts mehr, als zweybeinige Barbaren.

Kunst anderer Menschen kennen zu lernen, und davon Gebrauch zu machen. Mit Recht hat man daher den Franzosen schon öfters ihre Unwissenheit in der Erdbeschreibung, Statistik u. s. w. vorgeworfen. Seine Vaterlandsliebe fesselt ihn an seinen Boden, seine Unerfahrenheit mahlt ihm alle Völker als Barbaren vor; er glaubt alle Schätze der Weisheit innerhalb der Grenzen seiner Republik zu finden. Wo er seine Sitten, seine Gebräuche nicht findet, da kömmt er mit den Wörtern: Barbarey, Dummheit; es heißt gleich: on ne fait pas cela en france; gleich als wenn sich die ganze Welt nach Frankreich richten müßte.

Keine Nation in Europa ist vielleicht bey der Mittheilung ihrer neuen Erfindungen in Fabriken, Moden, Manufakturen u. s. w. so voreilig, so dienstfertig, als die französische. Natürlich kann derjenige, welcher viel Selbstliebe hat, das, was er erfunden und für vortreflich hält, andern, von denen er glaubt, daß sie von dieser Erfindung noch gar keinen Begriff hätten, unmöglich vorenthalten. Er rückt geschwind mit hervor, und glaubt damit desto mehr Lob und Bewundrung zu erregen, für je unbekannter er die

Sache

Sache hält, oder für je ungeschickter ihm Andere scheinen, dergleichen Dinge zu erfinden und zu verstehen. Wessen Gemüth gestimmt ist, überall etwas lächerliches aufzufinden, der verkleinert leicht alles, setzt Menschen und Handlungen unter ihren wahren Werth herab, und es wird bey ihm die Hochachtung geschmälert, welche das wirklich Gute bey ihm erregen sollte. Wenn dazu noch die überspannte Meinung von seinen Vorzügen kömmt; so wird er immer die, mit denen er in Vergleichung kömmt, verachten. Und dies ist ganz beym Franzosen der Fall. Alles weiß er an andern zu tadeln und zu verachten. Jeden Tadel und Spott, der ihm zu Theile wird, empfindet er aber sehr schmerzhaft. Es ist so den selbstliebigen, veränderlichen Menschen eigen, daß sie vom Tadel lebhaft gerührt werden.

Dieser Stolz und Hochmuth ist auch hauptsächlich die Ursache, worauf sich die große Feindschaft der Franzosen gegen die Engländer gründet. Es ist ein wahrer, und durch die Erfahrung genugsam bestätigter Satz: daß bey denjenigen Nationen, deren Begierden vor allem auf Ehre und Ruhm abzielen, mehr Eifersucht, Streit, mehr feindselige Kabalen und Verfolgungen vorkommen,

als bey solchen, die nur Gelderwerb zur Absicht haben. Diese können ihre Geldbegierde zugleich befriedigen, können zugleich reich seyn, und keine genösse deswegen ihres Vermögens weniger. Aber die Leidenschaften der Ehrsucht, des Stolzes, des Hochmuths, gehen fortdauernd auf die Erniedrigung, Verdunklung derjenigen aus, mit denen sie sich messen. Die Vortheile, welche Ehre und Ruhm gewähren, erhält man nie, wenn man sie nicht allein, oder in höherem Grade, als andere, besitzt. Die Erhöhung ist nicht anders, als unter der Bedingung der Erniedrigung eines andern möglich. Je höher man steigen will, desto niedriger müssen die stehen, mit denen man in Vergleichung kömmt. Daher ist das Bestreben nach Vorzug in der Ehre und Ruhm, der stärkste und fortdauernste Grund von Haß und Feindschaft zwischen Nationen, die einander die nächsten sind, und folglich am meisten sich mit einander messen.

Der Haß der Franzosen gegen die Engländer, mit denen sie immer wetteiferten, mit denen sie seit mehrern Jahrhunderten häufig Kriege führten, äußert sich so sehr als Nationalstimmung,

und

und zwar vom Greise bis zum Kinde, das eben sich der Sprache zu bedienen lernte, als daß man diese Leidenschaft nicht als allgemein, und in einem fortdauernden Verhältnisse beyder Nationen zu einander gegründet, erkennen sollte. Wer kennt nicht die Scenen, die sich in Frankreich zur Zeit des amerikanischen Krieges, noch ehe es die Parthey der Insurgenten genommen hatte, zum Hohne Englands zugetragen haben? In Marseille erzeugte dieser Nationalhaß sogar ein Institut, dessen Einrichtung recht antienglisch war. Es war ein Klub, der aus dreyzehn Mitgliedern bestand, welche Panegyren auf die Insurgenten, und Pasquille auf die englische Nation ablasen. Der Saal war mit den Büsten der berühmtesten Amerikaner geziert; man feyerte in Gesängen von dreyzehn Stanzen die Thaten der Helden, die für die Behauptung der Freyheit fochten. Ganz Frankreich war damals von Kouplets, Allegorien, Tragikomödien, Parodien u. s. w. überschwemmt. In den neuesten Zeiten, wo der feindselige Haß beyder Nationen wieder auf das stärkste gereizt, und die Gemüther durch Krieg und die auffallendsten Beleidigungen gegen einander aufgebracht worden, geht es eben

nicht

nicht anders. Selbst in der Oper wird der Britte ein Opfer des französischen Nationalstolzes. Wenn irgend eine Lasterthat, ein abscheuliches Verbrechen ausgeführt werden soll; so muß es ein Engländer thun, gerade so, wie etwa der Deutsche meistens die Rollen der Dummheit spielen muß.

Ende des ersten Bändchens.

Bayerische Staatsbibliothek München

41

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eisenmann, Joseph Anton, 1775-1842

Versuch physiologischer Characteristik des Menschen in seinen verschiedenen Lebensperioden, verschiedenen Nationen und Stände

Bd.: 1

Münster (1807)

Anthr. 32-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255069-3